

BERLIN Hausfreund-Expedition (F. Grätz)

Irrlichter.

Glossen zu Tagestexten

von

Hans Wachenhusen.

Berlin.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

Irrlichter.

I.

Es ist ein sehr unruhiges Geschäft, das eines Touristen, lieber Leser, und verzeihlich ist es also wol, wenn ich mich freute, einen Winter in Ruhe zu verleben. Aber es war noch nicht Neujahr geworden, da brach die Revolution in Cadix aus.

„Ströme des edelsten Blutes werden wieder fließen," schrieb mir ein Freund aus Madrid. „Der Kampf um Monarchie und Republik entbrennt. Kommen Sie, denn die Stunde des Unglücks hat für uns wiederum geschlagen." — Ich suchte also nach meinen Castagnetten, die mir vor zehn Jahren in Madrid die schöne blonde Ruys geschenkt, die nun auch wohl ebenso viel Jahre älter geworden. Ich dachte daran, mich mit der Guitarre an den Manzanares zu setzen und die Revolution zu besingen.

Aber es hat das mit den Strömen in Spanien seine eigene Bewandtniß. Als ich während meiner Reise durch Spanien an den Guadalquivir kam und in das wasserarme Bett desselben blickte, sagte ich mir: „Um Gotteswillen, das ist also der Fluß, um dessentwillen du dich als

Schuljunge mit deinem Lehrer erzürntest, weil du den Namen nicht im Gedächtnisse behalten konntest!" Und als ich ein andermal trockenen Fußes durch den Manzanares schritt, erinnerte ich mich, wie Alexander Dumas in Madrid im Kaffeehause den Mozo, den Kellner, bat, die Hälfte eines Glases Wassers auszuschütten, weil er den Rest mit seinem Absynth mischen wollte.

„Wohin soll ich das Wasser schütten?" fragte der Mozo.

„Meinetwegen in den Manzanares," antwortete Dumas, „das wird ihm wohlthun!"

Und nun gar die Blutströme, von denen mein Freund in Madrid sprach; sie erinnerten mich an die Worte des Grafen G., des früheren preußischen Gesandten, als ich von Madrid gehen wollte: „Bleiben Sie noch; es wird Ströme Blutes geben, denn die Unzufriedenen steigen bereits des Abends mit ihren Trabuccos auf der Schulter in die Straßen herab. Die Revolution kann jeden Tag ausbrechen!"

Ich hatte trotzdem inzwischen Zeit, mich ein halbes Jahr in der Sahara herumzutreiben, und als ich die nordafrikanische Küste wieder erreichte, las ich in Oran in der ersten Zeitung, die mir in die Hände fiel, die Revolution in Spanien sei soeben glücklich durch O'Donnel niedergeschlagen worden.

Es ist gewiß nicht christlich, auf das Verderben Anderer zu lauern, aber in diesem unglücklichen Lande wird man sich schwerlich diesmal mit weniger als sechs Präten-

denken behelfen können, und deshalb war's gerathen, beizeiten die Castagnetten hervorzusuchen. Geht's mir doch so oft wie dem unglücklichen Menelaus in der „Schönen Helena". Ist irgendwo ein Monarch entthront, eine Revolution oder ein Krieg ausgebrochen, so glaubt Jeder, dem ich begegne, fragen zu dürfen: „Sie hier? Warum sind Sie nicht in Athen, in Madrid oder in Kreta?"

Im ersten Augenblick finde ich diese Frage ungehörig, weil ich mir gestern erst vorgenommen habe, Ruhe zu haben. Im zweiten Augenblick sage ich schon zu mir selbst: Der Mann hat Recht! Warum gehst du nicht nach Kreta! Und morgen finde ich schon nichts natürlicher, als daß ich übermorgen nach Kreta reisen muß, obgleich ich in der That nichts dort zu suchen habe. Es ist das unselige Judenthum, der rollende Stein, dessen Kameraden zu Hause ruhig ihr Moos ansetzen. Sie sind glücklich, sie unterrichten ihre Kinder in der Unsterblichkeit der Seele, gehen Mittags an die Börse und spielen Abends ihren Whist. Wenn ich aber einmal an die Börse komme, so wird an dem Tage unfehlbar ein Gesandter von seinem Posten abberufen und die Curse sinken. Und siehst du, lieber Leser, auf dem halben Weg zum Glück einen Menschen rathlos an der Ecke stehen, der den letzten Omnibus versäumt hat, kannst du drauf schwören, daß ich es bin.

Ich weiß nicht, wie du über die republikanische Regierungsform denkst, die man in Cadix zu proklamiren im Zuge war. Ich für meinen Theil halte sie für die einzige

glückliche, weil unmögliche Regierung, und bin deshalb für die mögliche. Ich sehe daher auch keinen höheren Fingerzeig darin, daß der Himmel den Advokaten des Legitimismus, den „prince de la parole“, den greisen Berryer, abberief, während er den Anwalt des Diabolus, Mazzini, zum Schrecken aller Autokraten auf der Welt läßt, damit sie weiter vor ihm zittern.

Sonderbar genug, als ich den gefürchteten Mann einmal in London aufsuchte, stellte ich mir auf dem Wege zu ihm diesen Tyrannenfänger vor, als müsse er ein Fuchseisen auf seiner Thürschwelle, zehn Stilets und ebenso viel Revolver im Gürtel, Dolche im Blicke, Dolche an der Uhrkette, Dolche unter dem Kopfkissen und eine Selbstschußmaschine sogar in seinem geheimsten Cabinet haben.

Seitdem sind sechs Jahre vergangen. Das Bild von Mazzini's oft genug beschriebener Person ist vor meinen Augen wieder verblaßt. Es tauchte erst bei Cadix jetzt wieder vor mir auf, und — ein Kind, wie man ist und bleibt! — als ich von seiner schweren Erkrankung las, stellte ich ihn mir wiederum vor, als läge er auf einem Sterbebette, das von den bleichen Todtenschädeln ermordeter Wütheriche umgeben, auf einer Matratze, die mit Handgranaten gepolstert, und als sei jeder seiner Schmerzensseufzer ein Fluch auf die Tyrannen, die trotz seiner Bemühungen noch übrig geblieben sind.

Aber, wie gesagt, Mazzini stirbt nicht! Er kann nicht sterben, weil er in Spanien noch beide Hände voll Arbeit

hat. Er muß leben zum Schrecken aller Dionyse, und während sich Frankreich und Italien um den Sarg Rossini's stritten, wäre ich, wenn ich zu den Gekrönten dieser Erde gehörte, selbst nach Mazzini's Tode vor seinem Gespenst nicht sicher und wüßte keine andere Stelle für seinen Sarg als da, wo bekanntlich der des Mahomed hängt, zwischen Himmel und Erde.

Giebt es angesichts der traurigen Katastrophen, die auf der iberischen Halbinsel fortdauern, ein ruhigeres, glücklicheres Bewußtsein als das der Bürger geordneter Staaten, in deren Taschen der Executor bei Eintreibung der Steuern den letzten Kreuzer zu finden weiß, ohne daß auch nur irgend Einer sich deshalb zu einem Pronunciamiento veranlaßt sähe! In der preußischen Kammer schüttelten sich selbst die Demokraten die Bäuche (denn es ist so wenig zu thun, daß auch sie schon vor Unthätigkeit fett werden) über den Hanswurst Wantrup, der gegen die Bärte der christlichen Schullehrer eiferte, obgleich auch der Heiland einen Vollbart getragen und gewiß nur ein Ungar im Stande wäre, sich ihn mit einem zugespitzten Schnurrbarte zu denken. In Paris verhaftete die Regierung die Lebendigen auf den Friedhöfen, weil sie dort nichts zu suchen haben, und die Pariser hatten wiederum eine neue Art von Revanche erfunden, in der sie ihren Groll gegen den Napoleonismus kühlen.

Früher nämlich, wenn der ganzen Nation vom Gouvernement ein Trotz angethan war, prügelte man einen Gens-

darmen durch und die Ehre der ganzen Nation war damit gerächt. Diesmal pfiff man die Ouvertüre zu Wagners „Lohengrin" aus, und man will bemerkt haben, daß alle Boulevardiers sich an dem Abende mit viel stolzerem Bewußtsein die Hände gedrückt haben.

Man hat übrigens auch bei uns bekanntlich zwei verschiedene Ansichten über Richard Wagner. Wie ich in Allem den Frieden liebe, acceptirte ich den Wagner der ersten Periode und refusire den der zweiten. „Rienzi", „Lohengrin", „Tannhäuser", sogar „Der fliegende Holländer" mögen passiren, aber darüber hinaus lasse ich nicht mit mir reden.

Als ich noch ein Kind war, sagte man mir, die Musik sei jene wunderbare, aus Tönen bestehende Zaubergewalt, die selbst das Herz eines Bösewichts mit der Welt wieder aussöhnen könne. Ich glaubte das selbst, als ich auf dem Schoß des bekannten Grafen Hahn saß und dieser von seiner schlechten, herumziehenden Truppe uns „Maurer und Schlosser" vorsingen ließ. Man lehrte mich damals auch das Gedicht „Arion war der Töne Meister" declamiren, und nie werde ich jene schöne Lithographie vergessen, auf welcher Arion dasaß, wie er die Leier spielte und sang: „Du hast die schönsten Augen", während um ihn herum Löwen, Tiger und andere wilde Thiere saßen, um ihm gutmüthig zuzuhören.

Ich hatte damals noch keine Wagner'sche Oper gehört, und das erklärt die fromme Einfalt meines Gemüthes.

Später, viel später kam eine andere Zeit. Ich saß in München in einer der ersten Aufführungen von Wagner's „Tristan und Isolde". Neben mir saßen musikalisch kräftiger construirte Menschen, deren Nerven die ganze Oper ertragen konnten, während ich nach jedem Acte im Café Maximilian neue Kräfte suchte.

Es war auch eine Anzahl gelehrter Kritiker aus allen Weltrichtungen bei diesem „musikalischen Ereigniß", die sich schon an andern Opern abgehärtet, etwa wie der Scharfrichter das Hinrichten an dem Abschlagen von Kohlköpfen erlernt. Diese Kritiker gingen nach der Vorstellung hin und schrieben begeisterte Artikel. Ich aber, der ich keinen Rath und keinen Trost in mir selber fand, schlug im Conversations-Lexikon nach, was Musik sei.

So erfuhr ich, daß Musik „bei den christlichen Völkern die Kunst, durch Töne die Seele des Menschen den Gesetzen der Schönheit gemäß zu erregen". Seit jenem Tage aber steht bei mir fest, daß Wagner's Opern keine Musik sind, den ich befand mich nach dem Anhören von „Tristan und Isolde" in einem Zustande, der mich zu Allem hätte fähig machen können, was nicht nur den Gesetzen der Schönheit, sondern auch denen des allgemeinen Landrechts zuwider. Meine Nerven hingen nach dem Anhören der Oper an mir herab, wie zerrissene Saiten einer Baßgeige. Hätte ich an jenem Abend ein Verbrechen begangen, die Richter würden auf mildernde Umstände erkannt haben.

Irre ich nicht, so war es bei dieser Gelegenheit, da

Herr Hans v. Bülow das Publicum (mit Respect zu sagen) „Schweinehunde“ nannte. Der alte Ludwig von Baiern ging, nachdem er „Tristan und Isolde“ gehört hatte, in den zoologischen Garten, der eben erst vollendet war, um sich zu erholen. Der Besitzer desselben führte ihn ehrfurchtsvoll umher, und so kam er an einem Käfig vorüber, der wie eine große Mausefalle aussah.

„Was ist darin?“ fragte der König.

„Ein Stachelschwein, Majestät!“

Der alte König Ludwig klopfte lachend dem Manne auf die Schulter und sagte:

„Schweinehunde müssen Sie sich anschaffen, lieber Freund, das ist zeitgemäß!“

Seit jener Zeit sind wiederum Jahre verflossen. Ich saß neulich in einem Concerte von Bilse und dachte an nichts Böses. Da plötzlich begann das Orchester eine Korybantenmusik, die auf meine Nerven wirkte, wie der Witterungswechsel auf die Wunden eines Invaliden. Es war die Ouvertüre zu den „Meistersingern von Nürnberg“, die mich unwillkürlich auf den feindseligen Gedanken führten: wenn sie mir *diese* Musik als Serenade unter meinem Fenster spielten, ich wüßte nicht, was Alles ich ihnen auf den Kopf zu gießen im Stande wäre!

Ich muß übrigens hinzufügen, daß ich in der Musik, so sehr ich sie liebe, meine eigenen Ansichten habe, mit denen zu rechten kein Sachverständiger der Mühe werth halten wird. So z. B. bin ich der Ansicht jenes Fran-

zosen, die auch Ludwig II. unterschreiben wird, daß die Musik das kostspieligste aller Geräusche. Wenn mir selbst Piatti auf dem Violoncell spielt, glaube ich eine Geige zu hören, die den Schnupfen hat, und so habe ich noch andere verkehrte Urtheile, von denen wir weiter nicht reden wollen.

Sprechen wir lieber noch von Spanien, von meiner verehrten Freundin Isabella II., die mich einmal im Prado mit ihren acht Maulthieren um ein Haar über den Haufen gefahren hätte und mir danach stets sehr freundlich zuwinkte, wenn sie mir begegnete und mich erkannte, weshalb ich in näherer Beziehung zu ihr zu stehen glaubte.

Du kennst, lieber Leser, all die böse Nachrede, der sie ausgesetzt ist, seit sie Niemanden mehr einsperren kann. Zu ihrer Ehrenrettung trat im Pariser „Figaro" ein Herr Oskar Lessinnes auf, der sie besuchen zu können glaubt, seitdem sie nicht mehr Krone auf dem Kopfe trägt als wir Beide, Leser. „Niemand darf vermuthen," sagt er, „daß ich von ihr den Carlos terzero oder gar den San Jago mir habe verdienen wollen!"

Und Herr Lessinnes schilderte uns Isabella als das Muster einer guten Hausfrau, einer tugendhaften Königin, einer zärtlichen Gattin, die dem Lande auch nicht einen Piaster entwendet, der die Thränen in den lieben Augen standen, als sie sich über die Verleumdungen beklagte, mit welchen sie verfolgt werde. N'insultez point les femmes! ruft Herr Lessinnes, dem selbst dabei die Thränen in die

Augen treten. Isabella ist das beste, edelste Weib, und Marfori steht ihrem Herzen kaum näher als der General Prim — als Serrano, hätte ich fast gesagt, der ihr erster Marfori war.

Die arme, arme Isabella! Das unglückliche Weib hat sich während einer langen und angestrengten Regierungszeit mit Mühe und Entbehrung in einem wollenen Strumpf so viel ersparen können, um sich eines der schönsten Hotels in Paris zu kaufen, und da spricht man von Milliarden, die sie in der Eile der Flucht aus Spanien mitgenommen.

Wie groß komme ich mir vor bei dem Gedanken, daß ich der Erste war, der Isabella in Schutz genommen! Wie wir Alle, rief ich schon früher einmal, ist Isabella das Resultat ihrer Erziehung, und wenn sie gerade das Gegentheil von all dem ist, was Herr Lessinnes da zusammenlamentirt, so ist das die Schuld ihrer Mutter, Maria Cristina's, die ihr eigenes Kind zu Gunsten der Montpensier für den Thron unfähig zu machen suchte und dasselbe schon mit elf Jahren den Lastern in die Arme warf.

Wer war es, der die Krondiamanten von Mexico aus dem Museum von Madrid, der die hundert schönsten Gemälde aus dem Escorial entführt, der dem heiligen Isidro die Diamanten vom Hosenlatz schnitt, dem die Volkswuth ins Ohr rief: „Muere Cristina!“, dem die mißbrauchte Langmuth der Nation die Flamme in das eigene Palais

warf? — Maria Cristina, und immer wieder Maria Cristina!

N'insultez pas les femmes! Gewiß, es ist unwürdig, ein Weib zu beleidigen! Isabella trägt den Fluch ihrer Erziehung mit dem des Volkes, und Marfori ward ein Opfer des Sprichworts: Den Letzten beißen die Hunde!

II.

Man mag über den Kaiser Napoleon denken, wie man will, es liegt etwas Liebenswürdiges in der Art und Weise, in welcher er die Verdienste um Künste und Literatur anzuerkennen weiß. Er ist wie der liebe Gott; er liebt und züchtigt mit derselben Hand, und während er die Bösen bestrafen läßt, ruft er die Guten zu sich nach Compiègne und sagte ihnen — er und seine graziöse Kaiserin — die schönsten Dinge.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Kaiser mich viel eher nach St. Pélagie, dem Golgatha der Preßmärtyrer, einladen würde, als nach Compiègne, denn ich erinnere mich, wie entrüstet man in den Tuilerien war, als ich einmal doch nur das wiedersagte, was mir die schöne Herzogin von Alba von ihrer blonden Schwester erzählte. Ich erinnere mich ferner, daß Herr de Moustier mich mit flammendem Schwerte verfolgen wollte, als ich — aus der Salle des pas perdus kommend, wo man eben den Pianori verdonnert — geschrieben hatte: Ihr könnt und dürft den Mann nicht als Vatermörder verurtheilen, ihr Richter,

die ihr zum Theil dieselben seid, welche über den Mann zu Gericht saßen, der einst der Juli-Dynastie ans Leben wollte!

Ich war damals noch sehr jung und unerfahren, und in dem Alter schreibt man so Manches, was man später unterdrückt. Aber ich war damals doch schon so besonnen, daß ich lieber meine Schreibfeder zerbrochen hätte, als aus Rancüne zu erzählen, wie ich diesen genannten Staatsmann (er ist inzwischen gestorben. Gott hab' ihn selig!) im Berliner Thiergarten überraschte, als er im Waldesdunkel mit dem schönen Fräulein v. S. die süßesten Veilchen pflückte. Das schönste Liebesgedicht hätte ich darüber schreiben können, denn es war Alles, wie es in den Gedichtbüchern steht: die Veilchen blühten im Dunkel und dazwischen zwei rothe Erdbeeren, und die Pferde der Equipage grasten in der grünen Wiese, und in den Zweigen der Bäume sang eine Nachtigall.

Aber, wie gesagt, ich verrieth es nicht, obgleich ich damals in melancholischen Stunden einiges Talent als lyrischer Dichter zu haben meinte. Als ich aber einige Tage darauf dem Diplomaten im Vorzimmer des Ministers v. M. begegnete, hätte ich was darum gegeben, wenn ich nur ein einziges der Veilchen gehabt hätte, mit welchem die Mars den zurückkehrenden Napoleon empfing. Uebrigens kam es, wie es kommen mußte. Die Gesandtin erfuhr die ganze Geschichte und reiste nach Paris, um Klage zu führen wegen der verbotenen Erdbeeren, und hätte Eugenie

die Sache nicht geschlichtet, sie hätte noch recht schlimm werden können.

Die Erinnerungen unterbrechen mich oft in meinem klarsten Gedankengange. Ich kehre nach Compiègne zurück, von wo auch der Kaiser jetzt retournirte, um über Herrn de Moustier zu grollen, über Herrn Pinard und über Alle, die ihm verkehrt regiert hatten, die sein Volk durch Brigaden von Stadtsergeanten in den Straßen von Paris mit Krieg und Verhaftung überzogen, während er Kopf und Hände voll Arbeit hatte, um seine Gäste zu amüsiren, die neuesten Dramen seiner Dichter anzuhören, Fasanen und anderes Geflügel zu erschießen und die strengste Aufrechterhaltung der Hof-Etiquette zu überwachen, welche die Indiscretion der Pariser Journalistik diesmal auf den bizarrsten Dingen ertappt hat.

Alphonse Karr äußerte einmal die Ansicht: wenn man einen robusten Commissionär beauftrage, nur Einen Winter hindurch das Leben einer zarten, nervenschwachen femme du monde zu führen, der unglückliche Mann werde vor Ende der Saison seinen Anstrengungen erliegen ... Schon im vorigen Jahre hörte ich einmal den Erzählungen einer Königin von Navarra über die Hoffestlichkeiten zu Compiègne zu. Ich ging danach in ein Kaffeehaus, streckte beide Beine von mir, zündete mir eine Cigarre an, ließ mir meinen Mazagran serviren und dachte an Karr's Commissionär, und wie es nur möglich sei, daß die Eitelkeit unserer Gesellschaft sich freiwillig Foltern unterwerfen, um derentwillen

man in den vorigen Jahrhunderten geistiger Umnachtung unter die Heiligen versetzt und in den christlichen Kalender gekommen wäre.

Aber ich erlebe diese Selbstkasteiung bei Gelegenheit der diesjährigen Compiègne-Festlichkeiten auch an Männern, von denen ich sie nicht erwartet hätte. Ich spreche nicht von dem Kaiser selbst, denn von einem Manne, der stark genug war, sich von der Majorität des Volkes wider dessen Willen zum Kaiser wählen zu lassen, ist in allen Seelenkräften das Ungewöhnlichste zu erwarten. Ich erstaune aber über meinen verehrten Freund Adolph Belot, der als Verfasser der „Miß Multon" sich nach Compiègne einladen ließ, während man seinen Mitverfasser Nus zu Hause ließ; der sich an die kaiserliche Tafel setzte und sich vom Empereur die liebenswürdigsten Dinge sagen ließ, während sein Mitverfasser Nus im Café de Suède seinen plebejischen Absynth trank. Die ganze Welt der Boulevards (und das sind wohl so ziemlich alle fünf Welttheile) war entrüstet darüber, die Gutgesinnten aber sagten: Das schadet ihm nicht, warum ist er ein Demokrat, den der Kaiser doch unmöglich einladen konnte, weil man von ihm befürchten mußte, daß er den Kaiser um Feuer für seine Cigarre bitten und die Teppiche der Salons verunreinigen werde.

Adolph Belot also gehört zu dem letzten Schub, von Compiègne zurückgekehrt. Wie aber wird es ihm möglich sein, sich mit seinem Collegen Nus fortab über das

Scenarium eines neuen Stückes zu verständigen? Ist es denkbar, daß ein Dichter, der nach Compiègne eingeladen worden, und ein Dichter, der nicht nach Compiègne eingeladen worden, in ihren Ideen und Anschauungen noch so congruent sein können, um zusammen ein Stück zu verfassen?

Ich weiß das nicht zu beurtheilen, denn das Geheimniß der dramatischen Collaboration ist mir immer dunkel geblieben, wie oft ich ihm auch hinter den Schleier geblickt. Ich freue mich aber auf den Augenblick, wo ich meine Königin von Navarra wiedersehen kann, deren Erzählungen mir diesmal viel verständlicher sein werden, seit ich weiß, wie viel Pfund Haare einer von der Etiquette vorgeschriebenen Nuance und Form der Hof-Friseur für jede der eingeladenen Damen in einem sauberen Carton und gegen einen festen Preis zur Disposition gehalten hat, damit nicht etwa die Bourgeois-Coiffüre die Poesie des Chignon zerstöre.

Indeß, wie dem Allen sein mag, ich rangire mich trotz Baudin und dem Montmartre auf des Kaisers Seite, der die Künste und Wissenschaften wie einst zu den schönsten Zeiten des Florentiner Hofes zu ehren versteht. Man muß nur wissen, mit welch liebenswürdiger Aufmerksamkeit die besten Odeurs der Pariser Literatur in den Tuilerien aufgenommen werden, wie sie ihren Strapontin in den kleinen Soiréen der Kaiserin und namentlich der dicken Mathilde haben, und wie der Kaiser selbst sie auszuzeichnen versteht.

Und wer wird's ihm verdenken, wenn er keine Demokraten einladet, die im Stande wären, die silbernen Löffel vom Souper mitzunehmen, und die er, der Kaiser, doch gewiß am besten von den Edlen auszuscheiden verstehen muß, da er ja selbst schon mit ihnen hinter Einer Thür gestanden hat.

Wie anders, wie unerfreulich geht das Alles bei uns in Deutschland zu! Sei ein Künstler, du wirst vom Hofe nicht beachtet werden, wenn du ihm nicht allenfalls etwas vorsingen kannst. Sei ein Romantiker, die Königinnen werden dir allenfalls die Ehre anthun, sich ein Buch von dir aus der Leihbibliothek holen zu lassen, denn etwas muß doch auch bei uns für die Literatur gethan werden. Aber mit den Personen soll man ihnen ja vom Leibe bleiben, denn sie haben jedenfalls Tinte an den Fingern, rauchen gemeine Cigarren und sind an dem ganzen unglücklichen Weltlauf schuld.

Und wie wahr das sein muß! Hat man nicht von dem Berliner Theater-Director gelesen, der sich unterfing, mit seinem eigenen Könige um elende 80,000 Thaler zu processiren, die dieser ihm großmüthig geborgt; der seinem eigenen Könige durch die Gerichte zumuthete, um schnöden Geldes willen einen Eid zu leisten, einen königlichen Eid, der noch nie gebrochen worden ist! Il y a des juges à Berlin! Es ist unerhört, seinem Könige vom Kammergerichte einen Eid abnehmen zu lassen! Aber man kennt ihn, diesen Director! Alle Welt hat seine ehrgeizigen Absichten durchschaut; er wollte wie der Windmüller von

Potsdam in die Weltgeschichte kommen, und mißbrauchte die historische Unbestechlichkeit des Kammergerichtes!

Schon einmal hat dieser Theater-Director dem Hofe Zeichen seiner rebellischen Denkweise gegeben, vor Jahren schon, als der König auch einmal ihm etwas nicht recht gemacht hatte. Schon damals sich darauf stemmend, daß es ein Kammergericht, daß es „Richter" in Berlin gebe (denn er hatte Becker's Weltgeschichte gelesen), ließ er eines Abends, als man den Besuch eines Prinzen im Victoria-Theater erwartete, kurzweg die königliche Loge schließen und steckte den Schlüssel zu sich. Der Prinz kam. Die Loge war hermetisch verschlossen.

„Wo ist der Director?" hieß es. „Man lasse den Director holen!"

Der Director aber ließ sagen, er sei beschäftigt und habe keine Zeit.

Man kann ähnlichen Mangel an Ehrerbietung nur in den Märchen lesen, und in ein solches gehört auch die ganze Geschichte. Reden wir nicht davon. Ich bin nicht so thöricht wie die Kinder, mich in des Riesen Höhle zu verirren. Kommt der Riese Abends nach Hause, so ruft er: „Es riecht hier ja nach Menschenfleisch!" Und dann sieht er und frießt er mich.

Wo ist die schöne Zeit der orientalischen Märchen, da noch ihr Schauplatz ein jungfräulicher war, da der berühmte Tatar noch seinen Ritt nicht gethan! Wuthschnaubend dampfte Hobbard Pascha jetzt durch die Ufer der Darda-

nellen, da wo einst Leander zur Hero schwamm, vorüber an der Königin Anedolus, und der alten Burg des ehrwürdigen Nestor. Die Könige und Fürsten von Griechenland sind gestorben und verdorben und trauernd starrt die Burg Nestors von Cap Matapan hinab in den Archipel, wohin kein Aermel von Mentschikoff's Paletot die westmächtliche Flotte mehr lockt; trauernd blickt sie hinein in das Land, wo einst Epaminondas siegte, in das glückliche Arkadien, wo heute die größten Spitzbuben wohnen. Ich sehe die Zeiten wiederkehren, da der Kapudan Pascha die türkisch-griechische Bluthochzeit feierte, die Männer von Scio niedersäbeln, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen ließ. Und kein Kanaris wird kommen, um den Kapudan Pascha noch einmal in die Luft zu sprengen!

Wie arm der Genius der Geschichte an Erfindung und wie reich er deshalb an Wiederholung ist! Er hat nicht Schöpfungskraft genug, um eine einzige große Tragödie zum Austrag zu führen, und ist genöthigt, immer wieder da fortzufahren, wo er früher einmal stehen geblieben. Eine zeitlang schien es, als sei Napoleon dieser Genius, und er hatte mit ihm das gemein, daß er Alles nur halb that. Er nahm stets eine glühende Kohle in die Hand, ließ sie fallen, wenn sie ihn brannte, und hütete sich, dieselbe Kohle noch einmal anzufassen.

Ich weiß nicht, ob es geheime Naturbeziehungen zwischen dem Rheumatismus eines Schriftstellers und der europäischen Politik geben kann, aber wenn das möglich ist, so

sehe ich in dem meinigen einen sicheren Witterungsanzeiger, und auch der Golfstrom meiner Reise-Erinnerungen spült mir jetzt so manche Fragmente ans Ufer, die mich an jene Zeit gemahnen, wo wir auf den Wellen des Schwarzen Meeres vor Sebastopol tanzten. Man wird schon nächstens wieder irgendwo das Ventil aufziehen müssen, um die Dämpfe herauszulassen, die sich angesammelt, eines der Ventile des alten Europa, als welche mir immer die Meerengen erschienen sind, denn damals lagen wir an der Meerenge von Kertsch; wenige Jahre später lagerte ich mit der casacca rossa an der Meerenge von Messina und jetzt ist das Ventil an der Meerenge von Gibraltar wieder nicht in Ordnung.

Möchte der russische Kaiser so vernünftig sein, auf der bevorstehenden Conferenz den Vorschlag zu machen, die europäische Türkei endlich unter den Hammer zu bringen! Ich habe mir schon vor vierzehn Jahren einen der reizendsten Punkte im Balkan ausersehen, den ich mir als Ruheplätzchen kaufen möchte, wenn die große Auction einmal vor sich geht; ich habe meinen Namen schon als Besitzergreifer dort in einen Felsen eingetragen, aber, wie ich höre, haben andere Reisende mich für einen Kiselack gehalten und ihre Namen dahinter geschrieben. So geht's mir denn mit einem entdeckten Balkan-Paradiese wie mit den eroberten Kanonen, auf die Jeder seinen Namen schreibt. Inzwischen beginnt der Sultan aus Langeweile schon Walzer zu componiren, und ich kann sterben, ehe ich meine türkische Besitzung

antrete, obgleich der Herzog von Strousberg und der Doctor Ujest bereits eine Eisenbahn in jene Gegenden führen, welche bei der Parcellirung die Preise des türkischen Terrains bedeutend erhöhen wird.

Es ist unbegreiflich, daß die Großen dieser Erde sich so sehr an ihre Kronen klammern, selbst wenn sie im Stande wären, sich auf ihre Renten zurückzuziehen! Man sagt mir, Isabella habe jenem Pariser Journalisten 10,000 Francs dafür gezahlt, daß er behaupten solle, sie sei eine rechtschaffene Königin und gute Hausmutter, die jeden Samstag ihre Kinder eigenhändig wasche und kämme, und rührend sind die Schilderungen, welche ein anderer Pariser Chroniqueur von der Häuslichkeit im Pavillon Rohan erzählt. Läßt doch Isabella ihre erhabenen Kinder, von einer simplen Duegna begleitet, täglich in den Hof des Palaïs Royal gehen, wo sie mit den Kindern der Bourgeois durch die Reifen springen und andere unschuldige Spiele treiben.

„Was ist dein Vater?" fragt eine kleine neugierige Pariserin die Prinzessin von Spanien, während sie neben ihr über die Schnur springt.

„Mein Vater ist König!" antwortete die kleine Prinzessin ganz bescheiden.

„Tiens! und meiner ist Advokat," fährt die kleine Pariserin fort, und Beide springen ohne merkbaren Standesunterschied durch denselben Reifen.

In welchen schöneren Tugenden sollte Isabella sich auch schildern lassen, als in denen einer sittenreinen

Familienmutter, wo alle die Prätendenten die Zeitungen bestechen, um sich der Eine in Menschenfreundlichkeit, der Andere in Mäßigkeit, der Dritte in Tapferkeit und zehn Andere in zwanzig anderen Vorzügen herausstreichen zu lassen. Ich sehe schon kommen, daß bei der Wahl der spanischen Nation der Prinz von Asturien seine Talente als Photograph in die Wage werfen wird als die beste Garantie für das Glück eines Volkes.

Leider würden bei der Concurrenz um den spanischen Thron die deutschen Fürstensöhne den Kürzeren ziehen müssen, wenn bei der Bestechung der Journale gleich von vornherein so hohe Gebote gemacht werden. Isabella zahlt 10,000 Francs für einen Artikel von hundert Zeilen, einen Raum, der ausreichend, um darin alle Verdienste und Tugenden einer Hausfrau, Familienmutter und Königin zu erschöpfen. Wieviel der Herzog von Montpensier der Correspondencia zahlt, ist mir nicht bekannt, jedenfalls wird er nicht hinter Isabella's Gebot zurückbleiben. Freilich ist ein spanischer Thron unter Brüdern diese Summe werth, aber sobald die Kron-Concurrenten anfangen, sich zu überbieten, werden unsere deutschen Fürstensöhne da nicht ihre lebenslängliche Apanage an einen Juden verpfänden müssen, um vielleicht nur von ihrem Kammerdiener die eine Stimme zu erhalten, wie sie Piepenbrink seinem Freund Bolz in den „Journalisten" gab.

Fürst Karl von Rumänien hatte es noch bequem, als er in Berlin seine Dragoner-Uniform und zwei der

schönsten Augen zurückließ, um mit dem Reisesack in der Hand den Thron fremder Väter zu besteigen; in Spanien aber würde die Presse nur den Meistbietenden und das Volk den Mindestfordernden unterstützen; es ist also „kein Geschäft" mit der Krone.

III.

Ich sprach von der Reclame Isabella's und der übrigen spanischen Kron-Aspiranten, von denen mir jeder seinen eigenen literarischen Leib-Haiduken, sein Journal zu haben scheint. Die Rollen waren in der That bereits so vertheilt, daß das spanische Volk nur zu wählen gehabt hätte, welcher Tugend es den Vorzug giebt.

Da ist z. B. Herr Prim, der, während Isabelle die mère noble spielt und Montpensier als Intriguant, auf sein Stichwort wartend, an allen Hinterthüren lauscht, die Heldenrolle übernommen und etwa wie Hernani seinem Rivalen Don Carlos gegenübersteht, mit der Hand am Heldenschwert:

„Et que si je serrais cette main trop loyale,
J'écraserais dans l'oeuf ton aigle impériale!"

Dreimal ist mir Prim in meinem Leben begegnet. Das erstemal in Schumla, im Hauptquartier Omer Paschas, das zweitemal in Toledo, als er das Brot des Verbannten aß, das drittemal in Paris, als er auch das nicht mehr hatte und mit dem Gedanken umging, wie man sich am besten

eine Kugel vor den Kopf schieße. Für Alle, die mit Selbstmordgedanken umgehen, ward Prim ein warnendes Beispiel, denn man kann nie wissen, ob nicht noch einmal ein spanischer Thron für sie vacant wird.

Wenn man mir die Aufgabe auf die Schulter wälzte, eine Revolution zu veranstalten, so würde ich immer vorziehen, dieselbe zu Wasser zu arrangiren. An Bord eines geheizten Dampfers würde ich ebenfalls der Königin die Riego-Hymne vorgesungen haben, wenn ich sonst Interesse daran gehabt hätte, und wenn Riego seinen Aufstand zu Wasser besorgt hätte, würde man ihn nicht zu Lande aufgehenkt haben. Indeß die spanische Revolution gelang diesmal endlich, weil man sich eine Lehre aus den Erfahrungen gezogen, und so ist nichts dagegen zu sagen.

Der Kronenwächter Prim's ist nun bekanntlich der Gaulois, der allen übrigen Prätendenten in die Waden beißt. Kein europäischer General, heißt es, hat wie er einundsiebzig Kriegsactionen, darunter sieben Schlachten, mitgemacht und siebzehn Armeecorps en chef commandirt. Die Franzosen, sagt Gaulois zu seinen Landsleuten, sahen ihn bei Oltenizza und Rustschuk, wo Omer Pascha ihn in das vorderste Treffen stellte, und wenn, füge ich hinzu, die Franzosen ihn nicht dort sehen konnten, so waren sie entschuldigt, da sie eben erst weit davon, bei Varna, sich auszuschiffen im Begriff waren und überhaupt nicht an die Donau kamen. Nicht Isabella's Millionen, die sie für heimliche Waffentransporte verschwendet, nicht die Zeitungs-

reclamen, ruft Gaulois, werden das Volk hindern, den zu wählen, den es sich erkoren. Und Gaulois hat Recht. Ich meinestheils würde keinem Andern meine Stimme geben als dem berühmten spanischen Volksmanne Don Ranudo de Colibrados, der kein Geld besitzt, um Zeitungen zu bestechen.

Ich bin für die Monarchie unter Don Ranudo I., denn welchen Respekt soll ich für die Herren haben, die jetzt am Ruder sind? Während Isabella's segensreicher Regierung konnte kein Fremder von irgend welcher Bedeutung durch Madrid reisen, ohne den vergißmeinnichtblauen Carlos III. zu erhalten. Man las mir einmal in der **schen Gesandtschaft bei Tische aus der Epoca vor, der berühmte deutsche Dichter X. reise eben in Spanien und habe diesen Orden von ihrer allerkatholischesten Majestät bekommen für das Buch, das er über Spanien zu schreiben beabsichtige. Minutoli, der in Persien gestorbene preußische General-Consul in Spanien, mein unvergeßlicher Gönner und Freund, besaß so viele Orden, daß er einmal an der französischen Grenze von den Douaniers aufgefordert wurde, sie zu versteuern, da sie dieselben für échantillons, für Proben, und ihn für einen Reisenden auf Orden hielten.

Was aber geschieht heute? Paris ist nie so mit spanischen Orden überschwemmt worden wie jetzt! Alle die zurückgekehrten Verbannten, die jetzt das Wort führen, hatten in Paris gute Freunde zurückgelassen, gutmüthige Gläubiger vielleicht, denen sie zur Erinnerung einen Orden sendeten,

wie man sonst wohl einem Freunde zum Andenken seine Photographie schenkt. Gaulois, der getreue Gaulois, ist vom Chef-Redacteur bis hinab zum Hausknecht mit spanischen Orden decorirt! — Wer kann's mir da verargen, wenn ich nur zu meinem Candidaten noch Vertrauen hege, so lange er mich als Schriftsteller nicht zu bestechen versucht, und was soll mir Vertrauen für die Zukunft Spaniens einflößen, wenn ich doch weiß, daß das Hauptquartier, sozusagen das Central-Comité, sich in Paris in dem Magazin des bekannten Schneiders Dusautoy versammelte, der schon als Besitzer der Epoque große Neigung verrieth, seine Scheere an dem politischen Zuschnitt Europas zu versuchen?

Ebenso kenne ich einen sehr edlen spanischen Marquis, der seit einem Jahre in einem rheinischen Badeorte wohnt und seit mehreren Wochen bereits das Patent als Chef des Generalstaabes von Don Carlos in der Tasche hat. Der Marquis besitzt zwei schöne Töchter, von denen die eine zwei große dunkele Augen hat. Wenn also der Marquis seine Töchter mit in den Krieg nimmt, so verlasse ich Don Ranudo's gerechte Sache und gehe in das Hauptquartier der Carlisten. Vielleicht begegne ich dort auch Herrn Dusautoy oder wenigstens seinem ersten Zuschneider, denn ich weiß noch nicht, für welche Regierungsmode dieser wichtige Mann sich entschieden hat.

Angesichts der spanischen Wirren und dem Wiederaufleben der orientalischen Frage hatte sich im Winter auch in Berlin der Geist der Insurrection an bedenklicher Stelle

erhoben. Man sprach von einer dumpfen Gährung, die unter den Bässen, Geigen und Clarinetten der königlichen Operncapelle ausgebrochen, als vor einiger Zeit hier ein Prätendent für den Direktionsstuhl erschien, auf dem bisher hierarchisch vier Capellmeister Platz gefunden. Herr Eckert kam nämlich nach Berlin und ließ die Aeußerung fallen, er sei an Stelle der Herren Dorn und Taubert engagirt. Von da ab wollte es keinen Abend im Orchester mehr stimmen, und selbst die Chöre gaben Zeichen der Insubordination. Namentlich die ergrauten Choristinnen erklärten sich für die alte Regierung. Indeß hat Herr Eckert wirklich zu Neujahr auf höchsten Befehl die alleinige Direction der Hofcapelle übernommen und die Unzufriedenheit der musikalischen Marianne sich allmälig in den vorgeschriebenen Accorden vergrollt. Die gekränkte Eitelkeit der beiden Abgehenden aber ward durch reichliche Pension und durch blanke Rothe Adler-Orden versöhnt.

Reden wir bei dieser Gelegenheit noch ein wenig von Musik. Du hast ohne Zweifel von Minnie Hauck gehört, lieber Leser. Es ist das eigentlich eine Geschichte für Kinder unter zwölf Jahren, die allerdings gerade zur Weihnachtszeit geschrieben, aber nicht bei Winkelmann und Söhne, sondern in der Zeitung veröffentlicht wurde, welche für unsere Jugend im Allgemeinen noch wenig Interesse hat.

Minnie Hauck war die Tochter eines badischen Flüchtlings, der glücklicherweise den Preußen entsprang, als sie ihn bei Rastatt im Jahre 1848 gefangen hatten. In Folge dieser

glücklichen Flucht war Minnie geboren, ein so süßes Mädchen, wie es je einem Vaterherzen Freude gemacht hat, denn der Himmel hatte ihr eine Stimme verliehen, die in der Zukunft zu den höchsten Gagen berechtigte. Da kam der Bürgerkrieg. Minnie's Vater zog an die Indianergrenze und hier passirte eine Geschichte, die seltsamer Weise Gerstäcker, Armand und andern kühnen Reisenden entgangen ist.

Dicht neben dem Vater Hauck wohnte nämlich ein furchtbar reicher Newyorker Herr. Kein Mensch wußte, warum er sich in einer so gefahrvollen Gegend aufhielt; indeß reiche Leute haben oft ihre Schrullen, und er hatte sich die Folgen davon selber zuzuschreiben.

Eines Tages also stürzte ein Diener des reichen Mannes zu der kleinen Minnie, als diese ganz allein zu Hause war, und erzählte ihr athemlos, die Indianer hätten seinen Herrn überfallen und wollten ihn umbringen. Es war ein Glück, daß der Diener sich gerade an Minnie wendete, die damals eben zehn Jahre alt war. Minnie nämlich begab sich sogleich an den Schauplatz der That, und hinter einem Busche versteckt, sah sie, wie die Indianer eben den unglücklichen alten Herrn an Händen und Füßen gebunden auf die Eisenbahnschiene gelegt hatten und sich schadenfroh entfernten, denn eben pfiff ein Eisenbahnzug daher, der ihn zermalmen sollte.

Minnie, schon damals ein sehr gescheidtes Mädchen, hatte sich für diesen vorauszusehenden Fall ein Messer mitgebracht. Sie eilte herbei, zerschnitt die Bande des alten

Herrn, obgleich schon der Zug heraufpfiff, stellte ihn auf die Beine und rettete ihn. Der alte Herr nahm gerührt das Mädchen sammt ihrem Vater mit sich nach New-York und erbaute ihr dort in seinem eigenen Hause ein Theater, auf welchem sie ihre ersten dramatischen Versuche machen sollte, bis sie ihre zweiten in der Academy of Music mache. Er schenkte ihr von seinen zehn Millionen hunderttausend Dollars, was nicht übertrieben erscheint, und Minnie trat, nachdem sie als Somnambula Furore gemacht, eine Rundreise an, um überall Triumphe zu feiern.

Diese ganze Geschichte, lieber Leser, hast du nun wahrscheinlich schon, wie ich, in den Zeitungen gelesen. Ich wiederhole sie nur, um hinzuzufügen, daß sie gar nicht passirt sein würde, wenn Adelina Patti nicht trotz aller Ermahnungen ihres Vaters und ihrer Freunde den Marquis de Caux geheirathet hätte, denn in Folge dessen brauchte Freund Strakosch einen neuen „Stern", und da Niemand so bona fide an denselben geglaubt haben würde, setzte sich der neue Daniel Defoe im Cafe du Helder mit einigen anderen erfinderischen Köpfen zusammen, um die kleine Minnie durch tausend Gefahren einer neuen Robinsonade in den Hafen des Herrn Bagier an der italienischen Oper einlaufen zu lassen.

Wie schwierig doch die Carrieren der talentvollsten Menschen werden! Minnie Hauck mußte erst mit den Rothhäuten an der Indianergrenze kämpfen, um das Publikum im Voraus zu überzeugen, daß sie eine gute Stimme habe!

Minnie Hauck's Vater sogar mußte aus den Casematten von Rastatt und dem pennsylvanischen Gefängnisse von Bruchsal entspringen, um seiner Tochter einen interessanten Urheber zu verschaffen! Minnie Hauck mußte endlich in dem zarten Alter von zehn Jahren schon eine große heroische That begehen, um auf ihre Künstlerlaufbahn 500,000 Francs mitzubringen und dem Pariser Jockey-Club als eine begehrenswerthe Partie zu erscheinen, obgleich es einem petit crevé immerhin bedenklich sein mag, einem Wesen Herz und Hand anzutragen, das schon als Kind einen ganzen Indianerstamm siegreich in die Flucht geschlagen. Aber Minnie ist ja nicht nur eine Heldin, sie legt Beweise der rührendsten Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit ab. Sie, die doch 500,000 Francs besitzt, also eine halbe Millionärin ist, wohnte in Paris im bescheidensten Appartement der Rue Lafitte, und vereint also alle Tugenden, die ein Weib besitzen kann, um, als sie endlich vor die Rampe trat, trotz aller Reclame durchzufallen.

Ich mache meinem verehrten Freunde Strakosch mein Compliment für die glänzende Rüstung, in der er seine neue Heldin dem Publikum vorführte. Er kennt seine Pariser, und wenn er einmal 1000 Francs für eine Reclame an den „Figaro" zahlen muß, so war ja darin Raum genug für einige Indianer. Aber ich erschrecke, wenn ich an die Folgen dieser Art und Weise denke, eine Sängerin zu montiren. Christine Nilsson mußte als Kind auf den Märkten singen; aber schon jetzt genügt es ihr nicht mehr,

eine große Sängerin geworden zu sein; sie läßt die Zeitungen erzählen, daß sie auch Bildhauerin sei, obgleich sie das nicht mehr nöthig habe. Welch ein Weib! ruft das Publicum, und die Herren vom Gilet en coeur opfern gleich zehn Sträuße mehr aus der Avantscene. Da kommt Strakosch und beweist der Welt, daß Christine Nilsson ein armseliges Bauernkind, daß sie das unsaubere Gewerbe des Bettelns getrieben, während seine Minnie schon als Kind sich nur mit Heldenthaten befaßte. Und was wird Ullmann thun, wenn er seine Bertha endlich in die Arena führt? Wird er uns nicht erzählen, sie, die bis vor Kurzem noch die Bewohner des Bürgerspitals oder sonst eines Wiener Stadttheils durch ihre Rouladen in Verzweiflung brachte, sie sei es gewesen, die bei der Vertheidigung von Saragossa die Kanonen gerichtet?

Es ist ein wunderliches Gewerbe, das eines fahrenden Impresario! Ein Sack voll Flöhe ist leichter zu hüten, als die verliebte Laune eines Mädchens, dessen Eitelkeit er täglich zu schmeicheln hat, das er täglich in den Zeitungen „la diva“ nennen lassen und doch in seiner täglichen Aufsässigkeit bändigen muß. Batty's schönste Löwin war frömmer als Adeline und ihr Marquis verschlagener als der beste Iltis, der je einen Taubenschlag umschlichen. Wie oft ihn Papa Patti auch hinausgejagt, er ist dennoch immer wiedergekommen. Dem armen Strakosch aber machten im vorigen Jahre die Luxemburger an der Börse und die Marquise zu Hause viel Aerger und Sorgen, und was

mußte er jetzt noch an seiner Minnie erleben, der ich doch kein Fiasko zutraute, seit ich ihre Affaire mit den Rothhäuten gelesen.

Doch genug mit dem Noten- und Trillerkram. Du weißt, Leser, daß Alle, die in der Sylvesternacht geboren sind, die Gabe haben, in dieser Nacht Gespenster zu sehen.

Gut also. Ich bin in dieser Nacht geboren und habe es also nicht nöthig, mich in der Neujahrsnacht mit elender Zinngießerei im Ofenloch zu beschäftigen, aus der jede Köchin sich ihren Zukünftigen prophezeit.

Diese Neujahrsnacht ist bekanntlich der Moment, in welchem das Volk der Intelligenz jeder Autorität den Contract aufsagt, in imposanter Majorität sich durch die Straßen Berlins wälzt, sich gegenseitig die geistreiche Devise „Prof't Neujahr!“ ins Gesicht brüllt, sich die Hüte antreibt und sich in seiner Souveränetät mit den Schutzmännern blutige Schlachten liefert, vor denen es am anderen Morgen wieder demüthig den Rücken beugt.

Wie ich das schon kürzlich an einer anderen Stelle sagte: Wir Berliner sind eine kriegerische Nation; wir sind mit dem Instinkt für Pulverdampf und dem Durst nach Feindesblut geboren; wir wandeln die stolzesten Siegesbahnen und garniren uns symbolisch die Friedrichsstraße mit Lorbeerbäumen, zu Hause aber gehen wir auf schiefgetretenen Absätzen umher. Das Polizei-Präsidium erfand nun, seit der vorige Präsident selbst aus einer Neujahrsnacht mit blutigem Kopfe nach Hause gekommen, die aller Verfassung

und Männerwürde widersprechende, aber sonst sehr begründete Devise: Wer Prügel verdient hat, muß Prügel haben, und der gegenwärtige Präsident, Cavalier und Polizei-Chef zugleich, bewaffnete daher seine Mannschaften mit dem spanischen Rohre, dessen Wirksamkeit in dieser Nacht zu schildern das Gefühl mir versagt. Denn ich werde es nie billigen, wenn ein Volk geschlagen wird, obgleich ich jedem Einzelnen alle die Prügel gönne, die er verdient hat.

Es war also, mit Einem Worte, eine sehr denkwürdige Nacht, die ich diesmal in Berlin verlebte. Am Abend trommelte man im königlichen Schauspielhause das neue Lustspiel „Mademoiselle Bertin" aus; von Mitternacht ab brüllte die Brutalität in den Straßen, und in den Familien trank man Punsch und trieb die besagte prophetische Zinngießerei im Ofenloch. Mir aber, dem gebornen Geisterseher, begegnete, als ich im Morgennebel nach Hause kam, der Geist des alten Tataren von damals. Er ritt auf einem zottigen Steppenpferde; er tränkte sein Roß in der Spree und trug die Einladungen zu den ad hoc-Conferenzen in der Tasche. Wir kennen uns Beide persönlich von dazumal. Ich sah ihn zuerst, als er an der unteren Donau an uns vorbeijagte und die Nachricht nach Deutschland brachte, Silistria stehe in hellen Flammen. „Ehe der Frühling kommt," sagte er jetzt zu mir, „steht die Welt an allen vier Enden in Brand, denn ich habe dem General Moltke über die Schulter in die Karte gesehen, auf der er den nächsten Weg nach Paris sucht, und

ich habe mit dem Czar gesprochen, der erst um's Frühjahr das Eis brechen will, und dann werd' ich wieder Arbeit, viel Arbeit haben!" — — Aber es war das eben eine Tataren-Nachricht, denn als das Frühjahr gekommen war, hieß es: wir werden, Gott sei Dank, noch ein Paar Monate lang den Frieden behalten. Und Alles rief: Kyrie Eleyson!

IV.

Wie Recht hatte doch von seinem Gesichtspunkte aus jener Berliner Spießbürger, als er, Morgens beim Kaffee von den Erdbeben in Peru und im Aequator lesend, ausrief: „Ne, Mutter, es is doch nichts mit die neue Welttheile!“ Aber es sieht im Grunde tief im Herzen unserer alten Welt nicht beruhigender aus, wie vertrauensduselig auch die Börse alle Depeschen in rosigem Lichte sieht.

Wie lange freue ich mich darauf, um der europäischen Ruhe willen das türkische Reich vor Alterschwäche zusammenbrechen zu sehen, und was geschieht? Die osmanische Nation kommt auf ihre alten Tage noch in die Wochen; eine neue Nation kriecht aus der alten heraus, die jungtürkische Partei legt die Hand an das morsche Staatsruder. Die alte, schon seit Jahren fällig gewordene Prophezeiung von dem Untergange der Osmanen in Europa wird vielleicht doch zu Schanden werden; die Türken werden Schweinefleisch essen wie unsere heimischen Reform-Orientalen, und in der Aja-Sophia wird ein neutürkischer Nachmittags-Prediger die Gläubigen um sich versammeln und ihnen

einleuchtend machen, es sei allerdings Ein Gott, aber mit den Propheten sei das so eine ganz eigene Sache.

Wie Jedermann einsieht, kann die ganze orientalische Frage sehr bald eine durchaus andere geworden sein, und ich selbst muß gestehen, daß ich mit meinen Ansichten über dieselbe in die Brüche gerathen bin. Wenn ich mich in der Türkei befinde, bin ich gegen Alle: gegen die Türken, gegen die Griechen und gegen Alles, was darum und daran ist. Und wenn ich mich in Deutschland befinde, bin ich für Niemanden: weder für die Türken noch für die Griechen. Denn meine „christlichen Brüder" im Orient betrogen und bestahlen mich und die Moslim verachteten mich. Da ich nun aber weder großmüthig genug, um das Eine zu verzeihen, noch servil genug, um das Andere zu ertragen, so habe ich in der orientalischen Frage niemals zu einem Entschlusse kommen können. Und ich glaube, es geht Anderen nicht besser als mir.

Da kommt nun die „junge Türkei", die mir speciell eine besonders interessante Individualität ist. Was, frage ich mich, kann ein Jungtürke sein? Ein Chamäleon, das heute so, morgen wieder so aussieht. Niemand kennt diese Leute besser, als die Pariser Cocotte, die sich den Jungtürken mit einem rothen Feß auf dem Kopfe und einem Cachemir-Shawl in der Tasche vorstellt. Er raucht den ganzen Tag und riecht nach Rosenöl.

Nirgendwo auch zeigt sich der moderne Türke so plastisch wie gerade in Paris. Geht zu Laborde in den von Spiegel-

wänden umrahmten kleinen Tanzsaal. Die Gräfinnen von Bréda tanzen dort mit den jungen Millionären ihre Quadrille. Auch Isabella vom Jockey=Club tanzt dort gern und bietet in den Pausen ihre Sträuße feil.

In der linken Ecke am Eingange des Salons saß den ganzen vorigen Winter hindurch ein alter, feister Türke, unbeweglich den Quadrillen zuschauend. Ich habe ihn zuweilen beobachtet, aber nie gesehen, daß er einer der Comtessen sein Taschentuch zugeworfen hätte. In der Quadrille selbst aber tanzte Jung=Islam und in den kleinen Cabinetten wärmte es sein träges Blut an der Brust so mancher leidenschaftlichen Peri, die in seiner Tasche nach dem Thale von Cachemir suchte.

Der dicke, faule Türke in der Ecke, unbeweglich wie ein übersättigter Dachs, und seine jugendlichen Landsleute, die den Cancan studirten — Beide erschienen mir immer wie die Türkei von e h e d e m und von h e u t e. Aber ich sagte mir aus Erfahrung: in wenigen Jahren werden diese verlornen Söhne Mahomed's wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sein; sie werden, wie sie es immer thun, die Gesetzbücher, welche die heilige Cocotte vom Berge Bréda verkündete, vergessen haben, sich große Bäuche mästen, auf den Koran schwören, und als einzige Erinnerung an die Civilisation werden sie sich in Glanzstiefel stecken, wie das alle Paschas und alle Efendies zu lieben pflegen. Vielleicht sogar wird derselbe orientalische Crevé, der hier in den Netzen der blonden Leonide schmachtet, nach wenigen

Jahren schon als feister Pascha in demselben Thale von Cachemir sitzen und seinen christlichen Rajah's die Bastonade geben lassen, wenn sie ihm nicht wie die Ochsen vor seinem Pfluge den Rabot leisten.

So dachte ich noch vor einem Jahre. Da kam Ismail, der Vice-Monarch von Egypten, nach Paris. — Welch ein Mann! Ich hatte seinen Vorgänger gesehen, denselben, der seinen Apotheker zum Kriegsminister machte, der sich von ihm gezogene Kanonen aus Deutschland verschreiben ließ, und als dieselben bei einem Manöver nicht losgehen wollten, ausrief: „Masch-Allah, der Apotheker hat mir Klystierspritzen anstatt der Kanonen verschrieben!"

Welch ein Mann, dieser Ismail! Er, der Repräsentant Jungs-Islams, erschien in Wahrheit wie ein König aus dem Morgenlande. Er säete Gold auf alle seine Schritte; er ließ die moderne Königin von Saba, die Großherzogin von Gerolstein, zu sich kommen und gab ihr eine halbe Million für ihren Besuch. Er schenkte der Société des gens des lettres 25,000 Francs; er gab den Armen und Bedürftigen und warb eine Truppe von Schaugauklern der vornehmsten Boulevards für sein neues Theater.

Wohin Ismail kam, verbreitete er Segen, selbst in Vichy, wohin er die schöne Tautin rufen ließ, an deren Stelle ihm sein Chargé d'affaires in Paris, der Esel, einen Waffenschmied gleichen Namens sendete, da er nicht wußte, welche oder welchen Tautin sein erhabener Gebieter verlangte. Und selbst als der Waffenschmied anstatt der

schönen Künstlerin vor ihn an seine Badewanne trat, war er Cavalier genug, sich durch eine Bestellung auf Chassepots mit Ehren aus der Affaire zu ziehen.

Ismail war der Gott des Tages. Während er alle Frauen in Paris zu seinen Füßen hatte, gedachte er der seinigen zu Hause und sendete ihnen für 50,000 Francs seidene Gewänder. Und hatte er auch dafür den Undank, daß dieselben Weiber sich während seiner Abwesenheit in die Officiere des Serai verliebten und die schnödeste Untreue übten, Ismail war hochherzig genug, sie nicht einmal in einen Sack stecken und im Nil ersäufen zu lassen, obgleich ich nicht weiß, was sonst er mit ihnen angestellt haben mag.

Ismail ist so sehr Repräsentant der neuen Ideen des Orients, daß er seinen Söhnen in Paris große Paläste miethete und sie soeben nach Frankreich sendete, um sie dort erziehen zu lassen. Dem Sultan aber schickte er, als der griechische Conflict ausbrach, einen Brief der Treue und Ergebenheit. „Ich stehe zu Dir," schrieb er, „mit allen meinen Soldaten und meinen Kanonen, und die letzteren sind, beim Barte des Propheten! keine Hinterlader, wie sie mein Vorgänger gehabt hat."

Seit ich Ismail gesehen, glaube ich an Jung-Islam, denn er hat Ideen, Instinkte, die ihn zum Repräsentanten der Ideen unseres ganzen Jahrhunderts machen könnten. Ismail hatt Sinn für die Literatur, denn er gab ihr mit Einer Hand mehr, als unsere sämmtlichen deutschen Monarchen in zehn Jahren für die Literatur spendiren. Er

unterstützt die Künste, denn er baut moderne Theater, und da Mademoiselle Schneider verhindert war, zu ihm zu kommen, so nahm er mit der schönen, fetten Montaland vorlieb. Er errichtet Spielhäuser für Roulette und Trente et Quarante, und was die innere Politik seines Landes betrifft, hat man nie gehört, daß sein Arabischer Reichstag mit ihm in Autoritäts-Conflicte gerathen sei.

Freilich kennt er im Steuerwesen keinen Spaß, und seine Unterthanen klagen über die Unerschwinglichkeit der Abgaben, die seine Mudirs mit der Peitsche eintreiben. Aber fragt nur die Staatsbürger der Norddeutschen Bundesstaaten, ob sie hierin glücklicher sind, als der letzte von Ismail's Fellahs!

Steuern müssen einmal sein. Denn womit sollten sonst die strategischen Maßregeln bestritten werden, die Europa in ganz denselben Zustand gebracht haben, in welchem sich die Mainoten in Griechenland befinden? Jeder baut sich dort Schießscharten in sein Haus, hinter welchen er mit dem Gewehre gegen seinen Nachbar auf dem Anstande liegt. Aber ich fürchte sehr, daß diese Leute dort gar keine Steuern zahlen.

Ich glaube, wie gesagt, an den Vicekönig, an seinen Vetter Mustapha Pascha und an Jung-Islam. Ja, wenn ich meine Gedanken zur Lösung der orientalischen Frage äußern darf, meine ich, es sei am besten, man setze Ismail auf den Thron des großen „Bluttrinkers", des Padischah. In weniger als vier Wochen würde ganz Bréda nach Pera

ausgewandert sein, Froment Meurice, Janisset und die übrigen großen Juweliere würden Filialen im Bazar von Stambul anlegen, und die Flotte von Bougival mit all ihren reizenden Canotièren würde an den Ufern des Goldenen Horns ihre Schlachtlieder singen, „c'est dans le nez que ça m'chatouille". Leonide Leblanc, Julie Barucci, Cora Pearl und Blanche d'Antigny würden sich von ihren Verehrern die Dardanellen-Schlösser Hanak-Kalessi und Kelid-Bahur schenken lassen, die der Welt schon so viel Aergerniß gegeben, und sie an einem Abende in Monaco an der Roulette verspielen. Kadiköi, Bujukdere und alle die Sommerpaläste des Bosporus würden in wenigen Wochen in den Händen der schönsten Feen sein, und also würde sich, wenn es denn doch nicht anders kommen soll, am leichtesten das Testament Peter's des Großen erfüllen, denn sie würden unfehlbar die Schlüssel zum Schwarzen Meere sammt dem zu ihrem Budoir ihren alten Freunden, den Russen, ohne jede Capitulation übergeben.

Es ist dies eben nur eine Idee von mir. Aber man soll sie nicht unterschätzen, denn bis jetzt hat noch Niemand eine bessere zu Markte gebracht.

Während ich mir über die Zukunft des Orients den Kopf zerbrochen und die Welt wieder einmal einigen Conferenzen entgegensah, tanzte man in Paris in den Tuilerien, man tanzt sogar bei Don Carlos und dem Infanten Heinrich. Man war so lustig bei der verzweifelten Lage Europas, und alle erschienen sie mit dem faux nez, mit

der falschen Nase, weil ja doch Carneval war. Nur in Berlin blieb man still und ernst und bereitete allenfalls die berühmten Subsciptionsbälle mit derselben Feierlichkeit vor, mit welcher man anderswo ein Leichenbegängniß arrangirt.

Um dieselbe Zeit, da man in Paris beschäftigt war, die Decrete zu revidiren, welche Napoleon von Moskau in Bezug auf das kaiserliche Theater erließ, veröffentlichte die General-Intendantur der königlichen Schauspiele in Berlin zu Neujahr eine Art Reglement, wie sich das Publicum während der Schauspielvorstellungen zu verhalten habe, namentlich in Fällen, wo dasselbe nicht mit den neuen Lustspielen einverstanden sei. Es ist gewiß sehr gut, zu wissen, wie man sich in allen Lagen des Lebens zu benehmen hat. Vergebens aber suche ich indeß nach einem Fingerzeig, wie ich mich zu verhalten habe, wenn ich mit schlechten Opernvorstellungen nicht zufrieden bin.

Als der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen auszubrechen drohte, schickte die Sängerin Orgeni, eine geborne Oesterreicherin, dem General-Intendanten eine Kriegserklärung und concentrirte sich in Wien. Daß sie vor Kurzem hierher zurückkehrte, würde das wiederhergestellte gute Einvernehmen zwischen beiden Staaten beweisen, wenn wir nicht täglich in den Zeitungen das Gegentheil läsen. Sie reiste wiederum ab, und man brauchte daran diesmal keine politische Vermuthung zu knüpfen. Es trafen uns aber fast gleichzeitig andere Aergernisse. Erstens ließ sich Frau Lucca

wieder einmal, und zwar von Petersburg als todt in Berlin melden. Der Schlag traf eigentlich Niemanden, denn sie muß wol schon gedruckte Depeschen dieser Art in Vorrath haben, in denen sie nur das Datum auszufüllen braucht. Das passirt fast alljährlich einmal. Danken wir Gott, daß sie den Petersburgern erhalten ward. Zweitens hatte man alle seine Hoffnungen für die Oper auf die blonde Sessi gesetzt, die auch wirklich in Berlin eintraf, bewacht von dem Vertrauensmanne eines Frankfurter Banquiers, so daß ihr also hier kaum wohl ein Schaden geschehen sein konnte.

Der Leser wolle auf diesen letzteren Umstand besonderes Gewicht legen. Fräulein Sessi war wohl einige Monate in Berlin, und in ihrem Aeußeren verrieth sich nur Wohlbefinden. Sie sang und sang, und das ging so lange, bis sie eines Morgens sich ganz unbefangen mit dem Chef der Oper über das Repertoire der Woche unterhielt, die Partie der Philine in „Mignon" in Empfang nahm und am Abend — abgereist war. Aus Höflichkeit hinterließ sie die Mittheilung, sie sei krank und könne nur in Paris ihre Heilung finden.

Als der General-Intendant einer erhabenen Person hiervon Mittheilung machte, äußerte sich höchstdieselbe: „Wie kann man sich so ungeschickt anstellen! Wäre sie hier geblieben, die Sache hätte sich arrangiren lassen!"

Und so war es. Schon am nächsten Tage erzählten sich zwei Spatzen auf meiner Dachrinne, der getreue Be-

schützer habe die blonde Nachtigall seinem Herrn in Frankfurt wieder zurückgebracht und ihm versichert: er habe sein Wächteramt redlich erfüllt.

Ich glaube, die Flüchtige, die aus der freien Reichsstadt kam, hat die Berliner nie geliebt. Sie brachte wohl die Abneigung aller unserer Nachbarn mit hierher, welche die Preußen wie Schwefelsäure betrachten, die, über eine Landkarte gegossen, Alles um sich her verzehrt, und schon große Löcher in die Unabhängigkeit der deutschen Könige und Fürsten gefressen hat.

Es ist das gewiß ein Unglück, aber es ist einmal geschehen.

Als ich einmal mit einem hohen Beamten über die Thatsache sprach, daß man in Berlin so ernst und der Pöbel so brutal sei, antwortete er mir, das sei die Schuld des nordischen Klimas und des Alkohols. Ich habe das nicht begreifen können. Ich kenne Kopenhagen und Stockholm, die auch ziemlich hoch im Norden liegen und doch zwei sehr lustige Völkchen haben. Wir sind ökonomisch, und man hat ja unseren Kummer gesehen, als uns kürzlich fünf Millionen fehlten. Die Langeweile gräbt uns eine Gedankentiefe, in die wir bis an den Hals versinken; selbst der Straßenjunge fühlt immer etwas vom Posa in sich. Geben Sie Gedankenfreiheit! ruft er, und wirft die Laternen ein.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Grund in der allgemeinen Wehrpflicht suche, die wir bekanntlich erfunden

haben. Unter zehn Menschen, die bei einander sind, wird immer mindestens ein Landwehr-Unterofficier sein, der die Uebrigen als seine Corporalschaft betrachtet, und wer einmal den engen Militairkragen am Halse gehabt hat, der wird sein Lebenlang die Gewohnheit des Zugeknöpftseins behalten. Die Nothwendigkeit der Bürger- und Völkerkriege, die kein Mensch begreift und dennoch Jeder vor Augen hat, gebot natürlich die Einführung dieser Wehrpflicht über ganz Europa, und ich wette darauf, in zehn Jahren tragen wir Alle, ohne Unterschied der Nation, dasselbe Gensd'armen-Bewußtsein in der Brust.

Ich gratulire den Generationen der Zukunft. Schon die heutige erscheint mir wie die Ringkämpfer, die in der Arena einen biederen, treuherzigen Händedruck tauschen, um sich gleich darauf mit den Fäusten gegenseitig die Nasen einzuschlagen. Gott weiß, warum die Mächtigen dieser Erde einen fast alljährlichen großen Aderlaß ihrer Völker durch die gezogenen Kanonen für nöthig halten. Die Geschütze, wegen deren der vorige Vicekönig seinen Apotheker in Verdacht hatte, würden für das Wohlbefinden der Völker viel wirksamer sein können.

Der Leser verzeihe mir, wenn ich in meinem ernsten Nachdenken für das Wohl der Menschheit auf Ideen gerathe, die ihm absurd erscheinen mögen, aber es will mir doch vorkommen, es sei für die Herstellung der gesunden Blutcirculation vortheilhafter, wenn man, anstatt uns durch Kugelspritzen reihenweise in den Sand zu schmettern,

eine ähnliche Maschine erfände, um der Generation in den betreffenden Zeitabschnitten bataillonsweise ein Lavement zu geben. Freilich mag dieser Vorschlag nicht ganz gentil erscheinen, aber er hat jedenfalls das Verdienst einer geringeren Brutalität dem andern Verfahren gegenüber.

Stelle ich nun endlich die These auf, daß Berlin in Anbetracht der militairischen Pflichten, welche auf die Schultern der Völker gewälzt werden, als die nationale Musterzüchtung des Jahrhunderts gelte, und beweise ich dieselbe dadurch, daß es in Berlin nur eine einzige Lorette giebt, die in der vielbeneideten Lage ist, sich ein eigenes Coupé zu halten, so ist ohne Zweifel die Moralität der Zukunft gewährleistet. Was Schule und Kirche nicht vermochten, die Kaserne wird es vollbringen.

V.

Die Journale aller Nationen erzählten uns von einem Pferdehandel, der zwischen England und Spanien eingefädelt worden, von dem aber einstweilen nichts weiter verlautet. Wie das bei allen Geschäften zu sein pflegt, hat der unbetheiligt Dabeistehende immer den Vortheil, zu durchschauen, welcher von beiden Roßtäuschern der Betrogene sei.

Es handelte sich um den alten Araber Gebel-al-Tarik, den wir in Gibraltar umgetauft. Die Engländer nahmen ihn im Jahre 1704 den Spaniern ab, und der Utrechter Friede bestätigte sie im Besitze desselben. Die Spanier boten 1727 nach zahllosen und nutzlosen kriegerischen Versuchen zwei Millionen Pfund Sterling für den alten Felsengaul, aber England behielt ihn und betrachtete ihn bis heute noch als den in allen militärischen Wettrennen Unüberwindlichen.

Heute nun hat es nach den neuesten strategischen Ansichten seine eigene Bewandtniß mit der Unüberwindlichkeit der Festungen, und John Bull mag in seinem Contobuche

nachgeschlagen und sich überzeugt haben, daß ihm Gibraltar eine Menge Geld koste. Er mag sich ferner sagen, es sei besser, am Anfange einer neuen Welt, als am Ende einer alten zu liegen; er hat Geschmack an Afrika gefunden, seit ihm die abyssinische Expedition so blutlos gelungen, und da das gegenüberliegende Marokko eigentlich Niemandem, am wenigsten seinem eigenen Kaiser gehört, so dürfte sich leicht eine Gelegenheit finden, eine Expedition in das Innere dieses Landes, nach Fez und Mequinez zu machen, was von Cëuta, dem gegenüberliegenden Felsenneste, viel bequemer ist, als von Gibraltar aus.

Gibraltar gehört zu Spanien, eigenthümlicherweise ist es aber nur von Engländern und Affen bewohnt. Die Araber und die Poeten nennen den Felsen seiner Formation wegen den schlafenden Löwen. Die Affen kommen der Sage nach durch einen unterseeischen Weg vom Affengebirge herüber, um ihren schlafenden Landsmann zu besuchen, und zu seinen Füßen schlummern die jungen preußischen Seelöwen, die bei der bekannten Affaire des Admiralschiffes „Danzig“ mit den Riffpiraten ihren Tod fanden.

Ich bin wohl ein dutzendmal zwischen Gibraltar, Tanger und Cëuta hin- und hergefahren, als ich die abenteuerliche Idee hatte, durch Marokko die Wüste Angad zu erreichen. Ich bin auf dem Rücken des schlafenden Löwen umhergeklettert, um die Schneegipfel des Atlas zu zählen, und wiederum bin ich auf den Onyx-Gipfeln des Atlas umhergewandert, um die Punta di Europa zu sehen und

weit hinein in das schöne Andalusien zu blicken, wo ich die wonnigsten Tage meines Lebens verträumte. Berauscht vom Granaten- und Orangenduft kam ich damals nach Gibraltar, im Herzen noch alle die Gedanken an die schwarzäugige Encarnacion, die mich in der Alhambra bewirthete. Als ich aber die Waterport von Gibraltar passirte und mir ein riesiger englischer Sergent mit scharlachrother Jacke und carmoisinrother Nase den „permit until first evening-gun,“ d. h. die Erlaubniß, Ihrer Majestät Festung bis zum ersten abendlichen Kanonenschuße zu besuchen, überreichte, war alle Poesie zum Teufel.

Brandy- und Fischthrangeruch umfing mich in der Kingstreet, schmutzige Boutiquen überall, Gin, Porter und Ale, dazwischen Zwirn und Calico; langbeinige Rothjacken mit großen Bartcotelettes, spleenige Beefsteaks-Gesichter, und über mir die steinernen Galerien im Felsen mit den langhalsigen Kanonen, und mitten darunter der mit dem Beil gehauene steinerne Lord Elliot, der Vertheidiger der Veste, der als Schiffsgallion benützt, alle Haifische erschrecken würde.

In den Bergen von Ronda knatterten aber an demselben Abende eine Stunde lang die Gewehrschüsse. Die Schmuggler, Contrabandistas, waren mit der Douana wieder handgemein, wie das hier täglich geschieht, denn England treibt hier den gemeinsten Schmuggelhandel, und der ist schließlich die ganze Romantik, die Alt-Englands Prosa noch unterhält. Ich kenne einen berühmten spanischen

General, der in den Protzkästen seiner Batterien hier die kostbarsten Stoffe nach Spanien hineinzuschmuggeln pflegte und glänzende Geschäfte machte; ich kenne sogar mehrere hohe spanische Würdenträger, die hier den Schmuggel trieben und große Summen erwarben. Ich bin nicht vorurtheilsvoll genug, sie deshalb zu verdammen.

Jetzt soll der Brandy Gibraltar verlassen, und die Spanier werden monatelang räuchern müssen, um den englischen Boutiquen-Gestank aus dem Orte herauszubringen. Alt-England aber, der kluge Geschäftsmann, wird sich das Felsennest Cëuta dafür nehmen und dem Räuberwesen der Riffenos, der Riffpiraten, ein Ende machen.

Hier drüben liegt noch die ganze rohe Poesie der Wildniß. Die spanische Garnison Cëutas, gewissermaßen eine Strafgarnison, ist noch heute in täglichem Kampfe mit den Riffbewohnern, mit denen der Kaiser von Marokko selbst nichts zu schaffen haben mag. Der Markt wird eingeläutet und die Riffenos kommen mit ihren Schafen, ihrem Geflügel und ihren Gemüsen, um sie in Cëuta zu verkaufen — die lange Flinte natürlich auf dem Rücken. Wenn die Glocke wieder ertönt, müssen sie den Markt und die Veste räumen. Wehe aber dem spanischen Soldaten, der bei ihrem Abzuge den Kopf über die Brustwehr der Wälle streckt. Piff! paff! sitzen ihm zehn Kugeln im Czako. Das ist so die Romantik der Nachbarlichkeit, der England wol ein Ende machen wird. Der englische Consul in Tanger

4*

ist ohnehin der Gebietende in der Consulnstadt; eine blonde Engländerin war bis vor Kurzem wenigstens noch die Favorite des Kaisers, der bisher keinen christlichen Reisenden in seinem Lande duldete, und die englischen Horse-Guards werden den schwarzen Reitern von Mequinez schon den Garaus machen, wenn der Zeitpunkt da ist, auch den marokkanischen Theodor aus Fez hinauszutreiben.

Wir kennen das Innere Afrikas und errichten Colonien am Zambese, aber von dem Innern Marokkos, das an der Schwelle Europas liegt, wissen wir nichts. Drummond Hay, der englische Consul in Tanger, war, wenn ich nicht irre, der Einzige, der einmal die Erlaubniß erhielt, nach Mequinez, in die Sommer-Residenz des Mulay Abderrhaman, zu kommen. Später hat uns einmal ein deutscher Maler, der Marokko bereist haben wollte, die Haut vollgelogen und uns das albernste Zeug aufgebunden. England wird sich jetzt wol mit der Exploration dieses gesegneten, unerforschten Landes beläſtigen, denn einen Zankapfel findet es täglich, sobald es nur in Cëuta eingezogen.

Also wird sich denn auch in umgekehrter Weise die Prophezeiung erfüllen, daß das Maurenthum noch einmal in Spanien einziehen werde, und was wird dann aus den Hausschlüsseln in Granada, die noch heute in den alten edlen marokkanischen Familien von Kind auf Kind vererbt werden, bis das Wort zur That werde, noch einmal der Halbmond auf der Torre de la Vela der Alhambra glänze und das Maurenroß wieder da wiehere, wo

Boabdil, auf das verlorene Paradies zurückblickend, den letzten Seufzer that!

Man hat sich zu allen Zeiten auf Prophezeiungen nicht ganz verlassen können, die mohamedanischen aber enthalten mir ganz besondere Widersprüche. Während nämlich an der östlichen Spitze Europas die Sarazenen, der Weissagung nach, aus Europa hinausgejagt werden sollen, schmeicheln sie sich, an der westlichen wieder hineinzuziehen. Die Sache compensirte sich am besten, wenn sie blieben, wo sie sind. Da kommt nun aber die Weissagung eines hannoverschen Sehers, der im Jahre 1869 die Preußen in einer großen Bataille geschlagen werden läßt, und die Börsen Europas erheben ein sauve qui peut, weil der griechische Bevollmächtigte so lange keine Antwort erhalten konnte. Ich vermuthe, daß auch diese Weissagung in der Lüneburger Haide geschehen ist, wo sich auch der berühmte Schäfer Thomas inspirirte. Die Einöden sind von jeher der Schauplatz unheimlicher Dinge gewesen, und man weiß ja, daß auch dem Heiland in der Wüste allerlei Geschichten passirt sind.

Soll ich meinen eigenen Momenten übernatürlicher Inspiration folgen, so beschleicht mich zuweilen eine Besorgniß vor der seltenen Thätigkeit der europäischen Generalstäbe. Wie das jedesmal passirt, wenn Conferenzen im Gange sind, fällt anfangs ganz unbefangen das Wort „Observations-Corps“, und in den Monturskammern werden alle Ratten und Mäuse aus ihrer stillen Beschäf-

tigung gestört. Die Herren der Conferenzen, die bei Wettrennen und Treibjagden sich immer verstehen, ja, die unfehlbar einig sein würden, wenn es gälte, allen Völkern gleichzeitig eine neue Steuer aufzubürden, sie zucken die Achseln, sie machen sogar noch einige fruchtlose Versuche; jeder thut sein Aeußerstes, und da ein Krieg bekanntlich nur bis zum Ausbruch von Conferenzen zu vermeiden ist, so versteht sich alles Uebrige von selbst, wenn der liebe Gott nicht ein Einsehen hat.

Also haben auch mir die Djinns, die Geister, welche die Sahara, die Lüneburger Haide und die märkische Wüste bevölkern, verrathen, daß sich im südlichen Frankreich zahlreiche rothhosige Männer versammeln, welche im gegebenen Falle sich durch das Jura- und das Rheinthal mit möglichster Berücksichtigung der Schweizer Neutralität nach Deutschland bewegen sollen, während man in Berlin in der Behrenstraße ebenfalls umfassende Pläne zu einer Frühjahrs-Excursion entworfen. Und bei alledem ist die Luft überall so voll von Coalitions-Elektricität, daß, wenn sich dieselbe endlich einmal entladet, Jedermann über das ganze Europa hin sich wird ein Verzeichniß machen müssen, um im Gedächtniß zu behalten, wer für und wer gegen uns ist.

Mich erinnert diese Situation an eine Unterhaltung am Kamin, zu welcher mich die politischen Complicationen im Gespräche mit Ernst Feydeau, dem Verfasser der „Fanny", der „Comtesse Chalis" und Anderm, führte. Die Wellen der nationalen Aufregung gingen damals im Luxemburger

Sturme sehr hoch, und Feydeau setzte mir in aller Freundschaft auseinander, wie Frankreich unfehlbar die Preußen angreifen und zu Paaren treiben müsse, da es nimmermehr einen so ehrgeizigen Nachbar unmittelbar an seiner Grenze dulden könne.

„Und was werden Sie thun, wenn es zum Kriege kommt?“ fragte ich, der schon die Koffer gepackt hatte, um abzureisen.

„Ich? Ich gehe nach Algier, denn ich verabscheue den Krieg!“ antwortete der kampflustige Franzose, dem natürlich, wie allen seinen Landsleuten, nur die gloire par procuration vorschwebte.

Und wie Recht haben sie, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Tapferkeit eine hohe Zierde des Mannes ist, die zu allen Zeiten ihre Dichter gefunden. Man denke sich, welch eine schwierige Aufgabe nach der neuen Staats- und Heeres-Einrichtung jeder Bürger unter vierzig Jahren hat, welches Alter man im Allgemeinen als den Zeitpunkt betrachtet, um welchen er die Höhe seiner Aufgabe erklommen haben soll. Man sehe zurück: Im Jahre 1864 bricht der Krieg aus. Der Staatsbürger übergiebt seiner Frau den Schlüssel zu seinem Pult, erklärt ihr die innere Lage seiner Geschäfte, nimmt den Tornister auf den Rücken und zieht in den Krieg, um Heldenthaten zu üben. Nehmen wir an, er sei zurückgekehrt und habe seine Verhältnisse leidlich zerrüttet gefunden. Er baut sie wieder auf und lebt zwei Jahre in Frieden. Da bricht 1866 wieder ein Krieg aus.

Derselbe Abschied, dieselben Heldenthaten, dieselbe Zerrüttung seiner Verhältnisse. Wieder vergehen zwei Jahre und die Einberufungszettel zu den Fahnen waren schon geschrieben. Das Unwetter zieht auf ein Jahr vorüber. Endlich kommt das Jahr 1869. Der Bürger sagt zu seiner Gattin, die schon mit zitternder Hand zur Zeitung greift, in der sie sonst nur die Verlobungen gelesen: „Liebe Frau, du siehst die Ehre unseres Vaterlandes verbietet mir, dich und unsere Kinder zu ernähren. Wir sind ruinirt, denn ich kann nicht so viel wieder aufbauen, als mir die Kriege zerstören. Der Staat wird euch monatlich einige Thaler der Unterstützung zahlen, während ich im Felde das Commißbrot des Ruhmes esse, aber bei einiger Einschränkung werdet ihr damit auskommen."

Und also geht er hin und kämpft für das bedrohte Vaterland.

Wer hätte angesichts einer solchen Zukunft noch die Ruhe, sich in seinen Hausschuhen gemüthlich zu fühlen, wer noch Sinn für die Pflege aller der friedlichen Interessen, wenn wir alle paar Jahre gezwungen sind, unseren Patriotismus bis zum Sprengen aufzuziehen, wie ein altes eingerostetes Uhrwerk? Wer kann noch den Wissenschaften obliegen, Geschichte studiren, wenn er sich sagen muß, daß Hannibal bei einem modernen Unterofficier hätte Instructions-Stunde nehmen können; wer Geographie treiben bei der Wahrscheinlichkeit, die Kosacken vom Don und die Steppen-

reiter der Tatarei in wenigen Monaten ihre Pferde in der Elbe tränken zu sehen!

Hätte man die Guillotine nicht erfunden, man hätte nicht so viel Menschen enthaupten können. Hätte man keine gezogenen Kanonen und Zündnadeln, man könnte nicht so viel Soldaten umbringen. Hätte man nicht so viel Soldaten, wir würden Ruhe und Frieden haben!

Die Brutalität unseres Jahrhunderts personificirt sich nicht plastischer, als in meinem Pariser Nachbar Herrn Pertuiset. Dieser interessante Mann beschäftigte sich jahrelang mit der Jagd in Afrika, kam im vorigen Jahre nach Paris, umgab sich in seiner Wohnung mit Löwen- und Tigerfellen und forderte dann in den Zeitungen die Nimrode Europas auf, sich gegen Einlage von 4000 Francs mit ihm zu einer Löwenjagd im Großen zu vereinigen.

Ueberflüssig, hinzuzufügen, daß sich Niemand meldete. Herr Pertuiset aber hatte eine kostbare Erfindung gemacht, nämlich die explodirenden Kugeln, mit denen er die Löwen auseinanderzusprengen gedachte. Herr Pertuiset überlegte also, daß diese Kugeln, die er gegen die Könige der Thiere erfunden, den Königen der Menschheit frommen könnten, und offerirte seine Erfindung den Cabinetten. Nur der Kaiser von Rußland schien einen Augenblick Interesse dafür zu hegen. Es ward aber bekanntlich von den Philanthropen unserer Militär-Cabinette beschlossen, daß es unmenschlich und völkerrechtswidrig sei, sich gegenseitig in tausend Stücke zu zerreißen; es solle bei dem gewöhnlichen, aber beschleu-

nigten Todtschießen bleiben. Als ich diesem Herrn Pertuiset noch vor Kurzem in einer Gesellschaft begegnete, überkam mich der Gedanke, jetzt wünschtest du, daß dieser Mann eine seiner explodirenden Kugeln im Leibe habe und vor deinen Augen in Millionen Stücke zerplatze, damit er wisse, wie seine Erfindung thut!

Der Leser wird meine Stimmung begreifen, in der mir die Actualitäten dieses Friedens so interesselos erscheinen, in der mir sogar die Widersprüche des Tages gleichgiltig sind, wenn ich lese, daß notorische Lumpen mit denselben Orden bestraft werden, mit welchen man die Helden des Krieges belohnt. Unser durch nichts garantirtes bürgerliches Leben muß nothwendig voll von Widersprüchen sein. Schreibe ich z. B. dem Leser, eine blonde Sängerin sei ohne Urlaub durchgegangen, wie dies eine amtliche Mittheilung verkündete, so kommt ihr Papa und schreibt: Das ist nicht wahr! Meine Tochter ist gar nicht durchgegangen, und was ihre Bekanntschaft mit einem Frankfurter Bankier betrifft, so ist dem jede Künstlerin ausgesetzt!

Niemand glaubt das Erstere, und das Letztere ist so wahr, daß es Niemand bestreitet. Ebenso ist es durchaus gar nicht mehr wahr, daß man Wagner's „Lohengrin"-Ouvertüre in Paris ausgezischt, denn Herr Pasdeloup hat es durchgesetzt, sie einstimmig applaudiren zu lassen, und man gebe Acht, damit ist die Bresche in die Pariser Opposition gelegt. Ich sehe es kommen, daß Wagner Recht behält, daß er allen Ernstes der Componist der Zukunft wird;

denn Gounod ist matt geworden, Verdi ist auf einen musikalischen Holzweg gerathen, Ambroise Thomas findet die Popularität nicht, weil er in seiner amtlichen Stellung der Gegner zu viele hat, und der ewige Jüngling Auber wird mit seiner neuen Oper den dernier jour de son bonheur feiern. Das Feld ist also frei für Wagner; sein Pasdeloup, der auch den „Rienzi" bereits deu Parisern auferlegt, arbeitet in Frankreich als Pionnier, wie er deren in Deutschland hat, und es gelingt Wagner, ein Gott zu sein, weil er immer Propheten findet. Es kommt ja nie so sehr darauf an, es zu sein, als vielmehr energische Leute zu finden, die einen Gott gebrauchen. Ein Dogma ist oft ebenso nothwendig wie das liebe Brot, und wird also Anklang finden, wenn das Bedürfniß danach vorhanden.

Nur in Berlin will man von keinen neuen Aposteln wissen. Die Rebellion im Orchester der königlichen Operncapelle, von der ich neulich schrieb, fand wirklich ihre Manifestation auch in der Presse. Die Legitimisten der musikalischen Schlafmützen-Dynastie riefen zu den Waffen. „Wer ist Eckert?" fragten sie. „Wie kann er es wagen, einen Orchesterstuhl zu usurpiren, der zwanzig Jahre hindurch mit Ehren von Herrn Dorn behauptet worden!"

Ich werde mich hüten, meine Neutralität aufzugeben, aber ich bin principiell dafür, neuen Most in die alten Schläuche zu füllen, und wenn sie bersten sollten. Diese Fanatiker des alten Regimes, die in dem Capellmeister nicht den Künstler, sondern nur den ergrauten Beamten

sehen, erinnern mich an den Regiments=Chef, dem der Capellmeister die Meldung macht, es müßten neue Blechinstrumente angeschafft werden. „Was?“ ruft der Oberst. „Schon wieder neue Blechinstrumente? Ich habe ja erst vor zehn Jahren neue angeschafft!“ — „Herr Oberst, sie sind schon zu sehr abgenützt und wollen nicht mehr halten!“ wendete der Capellmeister ein. — „So soll man dickeres Blech bestellen, damit sie nicht entzweigehen!“ resolvirt der Oberst.

Wie gesagt, wenn man jeden beliebigen Kanzlei=Registrator oder Geheimrath zum Capellmeister machen könnte, also nur einen Beamten brauchte, so würde auch ich auf Seite der Conservativen sein; es handelt sich hier aber nur um den Künstler. Die Berliner Opernbühne darf nicht immerfort für alle aufstrebenden Talente eine uneinnehmbare Festung bleiben, deren dunkler Orchesterraum wie die Laufgräben einer solchen sich während zwanzig Jahren mit den Leichen zahlloser abgewürgter Opern füllte, nur weil die Dirigenten selbst mit unbrauchbaren Partituren in diesen Laufgräben liegen geblieben waren.

VI.

Es muß wohl ein stilles, in seiner Entwickelung unterdrücktes Talent für die National-Oekonomie sein, das mich jedesmal, wenn ich eine neue Thronrede lese, zu der Frage führt: Wieviel Francs, Gulden, Thaler, Dollars und Pfunde muß diese Thronrede kosten, um sich über ganz Europa und die politisch betheiligten übrigen Welttheile zu verbreiten! Und um wieviel mehr noch wäre sie uns Allen werth, wenn sie auch nur ein einziges Mal sich die leiseste diplomatische Indiscretion erlaubte und uns sagte, was wir in den nächsten Monaten zu hoffen oder zu fürchten haben!

Wie glücklich waren unsere Väter, die noch nicht unter der Vervollkommnung des Telegraphen-Wesens litten, zu jener Zeit, da die Börsenfixer noch an dem Schweiße des Courirpferdes riechen konnten, ob die Course hoch oder niedrig in Wien und Paris gewesen, die Tauben unter ihren Flügeln die Botschaft von der Juli-Revolution über die Welt hinaustrugen und der Arm-Telegraph berichtete:

„Blutiger Kampf in den Straßen! Die Bürger unter den Waffen. Die Soldaten . . .“ (durch Nebel unterbrochen).

Niemand wußte hiernach, woran er war; die Bürger konnten gesiegt haben, die Soldaten auch. Am anderen Morgen begann wiederum der Telegraph seine Thätigkeit und wieder stockte er gerade an der entscheidenden Stelle durch den lakonischen Zusatz: „durch Regen unterbrochen.“

Ein Arm-Telegraph konnte damals vor Nebel oder Regen den anderen nicht sehen (was nebenbei gesagt, auch bei Königgrätz bekanntlich den beiden feindlichen Armeen passirte), und alle Telegraphen ließen entmuthigt die Arme sinken. Es gab überhaupt nur telegraphische Nachrichten von Sonnenaufgang bis Untergang, und die Welt hatte Muße genug, sich die Nacht hindurch unruhig auf dem Kissen zu wälzen und zu vermuthen, was der Regen oder der Nebel unterbrochen haben möge.

Heute zahlt die Welt Tausende und Abertausende an die Telegraphen, um zu erfahren, daß der Kaiser Napoleon zwanzig Jahre an der Größe Frankreichs gearbeitet habe. Was ehedem die atmosphärischen Dünste uns verhüllten, das verschleiern uns jetzt die diplomatischen Nebel und die Völker erfahren höchstens noch aus den Thronreden, daß Alles sehr gut und sehr schön sei, daß sie weit glücklicher seien, als sie selbst begreifen, eine Nachricht, die seit lange nichts Ueberraschendes mehr hat, weil sie sich des Jahres mehrmals wiederholt.

Es mag vielleicht sehr unehrerbietig sein, den Werth so hoher Auslassungen zu unterschätzen, aber ich habe mich schon daran gewöhnt, keine Thronreden mehr zu lesen, seit

es mir die politische Balance Europas nicht mehr gestattet, wenigstens vor den Thronreden Napoleon's zu erblassen. Es geht mir wie dem Kinde, das man gelehrt hat, ein weißer, Nachts im Winde wehender Hemdärmel sei kein Gespenst, und seitdem habe ich vor der ganzen diplomatischen Wäsche Europas keinen Respect mehr.

Wenn ich mich angesichts des orientalischen Conflictes irgend etwas mit den traurigen Erinnerungen und Eindrücken versöhnen könnte, die ich aus Griechenland mitgenommen, so wäre es die Nachricht, daß der Municipalrath von Missolunghi dem ritterlichen Lord Byron ein Denkmal errichten will. Wie Hobbart Pascha für mich die einzige amüsante Person auf der türkischen Seite, so würde diese Statue das einzige Individuum sein, das mir in Griechenland noch Interesse einflößen könnte. Aber ich fürchte fast, auch *sie* paßt nicht mehr in die Landschaft.

Der Gedanke der Herren von Missolunghi erscheint mir nicht ganz von Speculation frei. Man erinnerte sich in kritischer Zeit, daß Byron sich einst in Italien aus den Armen seiner schönen Gräfin Guiccioli riß, um eine Freischaar zur Erlösung der Christen aus dem Sarazenenjoche nach Griechenland zu führen. Man erinnerte sich, daß er in Missolunghi gestorben, und hoffte durch dieses schöne Werk uns vielleicht zu einem neuen Philhellenenthum zu begeistern, also zu einer Idee, die heute nicht einmal die Phantasie einer in der Leihbibliothek abonnirten Putzmacherin zu echauffiren vermöchte.

Die Herren von Missolunghi verkannten den Stempel unserer Zeit, denn diesseits der Theater-Rampe wird keine Comödie mehr reussiren, seit selbst Napoleon die Claqeure fehlen. Im Jahre 1829 konnte es noch Enthusiasten wie der Genfer Banquier Eynard, Poeten wie Byron geben, von denen der Eine ein Vermögen von 700,000 Francs, der Andere sein Leben für Griechenland opferte. Aber Beide machten schon damals traurige Erfahrungen. Eynard sah seinen Freund Kapodistrias ermorden, und Byron hatte alle Ursache, seine fünfhundert Sulioten zu verwünschen. Es erging ihm damals schon mit seiner Freischaar, wie es später in dem sicilianischen Freischaarenzuge unter Garibaldi dem englischen Oberst D. mit seinen figli della libertà, den „Söhnen der Freiheit" erging, deren Lager er nur mit dem Revolver in der Hand betreten konnte, um jeden dieser seiner Helden niederzuschießen, sobald er ein Zeichen von Insubordination bemerkte. Das byzantinische Reich wird nimmer durch die hundertellige Fustanella wiedererobert werden, wie mir denn die ganze griechische Angelegenheit mehr als ein Glied der großen Sclavenfrage erscheint, seit die Geschichte die Transfusion des Blutes in diesem Volke fast vollendet hat.

Vor wenigen Jahren war noch Fürst Danilo von Montenegro die einzige Heldenfigur, welche man als Vignette auf die neueste Geschichte des griechischen Littorale hätte setzen können; aber auch seinen arnautischen Schafpelz haben die Motten gefressen, denn in Petersburg trat sein

Nachfolger Fürst Nicola zum allgemeinen Erstaunen der Bevölkerung im Frack auf, und nur auf höchstes Begehren zeigte er sich einmal bei einer Hoffestlichkeit als Sohn der Schwarzen Berge in Original-Verpackung.

Ich habe so manchen Arnauten-Häuptling in seinem malerischen Costüme gesehen und ihn als letzten Repräsentanten einer scheidenden Romantik bewundert, selbst wenn ich wußte, daß er ein Pferdedieb sei; ich habe Joseph Karam, den Maroniten-Häuptling, in seinem Costüme angestaunt als den Helden des Kreuzes im Libanon, obgleich ich gelesen hatte, daß er im Namen der christlichen Liebe seinen eigenen Bruder auf offener Straße niedergehauen; ich werde überhaupt immer auf Seite der Romantik sein; Nicola von Montenegro aber verstand seine Zeit, indem er im Frack und weißer Cravatte erschien, ohne die heute nichts mehr zu erreichen ist. Hat doch selbst der Kaiser von China seine oder unsere Zeit begriffen, indem er den Mr. Burlingame, einen früheren Viehtreiber und nachmaligen Advocaten aus dem Westen Amerikas, an die Spitze seiner nach Europa abgeordneten Gesandschaft stellte.

Man soll also auch in Griechenland ehrlich sein und eine bürgerliche Sprache führen. Sagt: Wir können uns nicht ernähren auf dem dürren Boden, den nackten Felsen, die kaum dem Oelbaume eine dürftige Nahrung geben! Es ergeht uns wie den Hunden, die Abdul Medschid einst nach den Prinzen-Inseln deportiren ließ, wo sie sich gegenseitig

auffraßen; wir nagen an einem Erdgerippe, auf dem kein Pfund Fleisch sitzt, das kein Volk sättigen könnte!

Griechenland ist gewissermaßen der Hausarme des übrigen Europas, für den der Czar stets ein gutes Wort einzulegen gewöhnt ist, und gebt Acht, die Sache endet damit, daß man dem ersteren ein Stück Acker aus dem türkischen Vasallenländern herausschneidet. Ich habe einen Vogel singen gehört, dessen Melodie man erst später vernehmen wird, wenn alle übrigen im Frühjahre in den Zweigen schmettern. Vorläufig lauschte man in Petersburg den Nachtigallen. Es soll ein rührender historischer Moment gewesen sein, als die scheidende Lucca und die eintreffende Patti sich im Hotel Demuth umarmten und Pauline der Adeline das Scepter überreichte; Beide natürlich im kostbaren Zobelpelz, den die Direction der kaiserlichen Theater geliefert; Beide in kostbaren Möbeln, mit welchen dieselben Directoren das Hotel hatten neu decoriren lassen; Beide begleitet natürlich von ihren respectiven Gatten, die in dem stolzen Gefühle dabeistanden, welches der Besitz so hochbegabter Gemahlinnen verleiht.

Kein Courier konnte indeß eine so unruhige Existenz führen, wie sie dem Gatten der Frau Lucca in letzter Zeit beschieden ward. Derselbe begleitete natürlich seine Gemahlin nach Petersburg und kehrte von dort nach Berlin zurück, da seine Gegenwart nicht eben dringend erforderlich erschien. Kaum war er in Berlin, da traf für ihn die Nachricht ein, die Frau Baronin sei schwer erkrankt. (Für alle Uebrigen

kam die Nachricht, sie sei todt.) Natürlich eilte er sofort wieder nach Petersburg, um gleich darauf mit ihr wieder von Petersburg nach Berlin zu reisen. Es ist das ohne Zweifel eine unruhevolle Existenz, aber was thut man nicht um der Rubel willen! Hat doch auch Marquis de Caux ihretwegen die Siebenmeilenstiefeln anlegen müssen, er, der sonst nur gewohnt war, von Paris ins Bois de Boulogne oder nach Vincennes zu reisen; er, der früher wol gern den Märchen vom Ufer der Newa aus dem Munde einer fahrenden Biche gelauscht, sich aber niemals träumen ließ, daß er selbst noch ins Land der Eisbären ziehen werde, um dort Brillanten zu lesen.

Aber so sind die Carrieren talentvoller Männer! Mir begegnet da in den Nachrichten aus Spanien der Name eines Mannes in der Candidaten-Liste der „monarchisch-republikanischen" Partei, den das Schicksal auf seltsame Bahnen führte. Es ist Herr Guel y Rente, der möglicherweise schon gewählt sein kann, und an dem die arme Königin wiederum trübe Erfahrungen machen muß.

Don Guel y Rente — nein, fangen wir die kleine Geschichte bei der richtigen Seite an: Don Francisco de Paula, der Vater des Ex-Königs von Spanien, der, wie wir wissen, nie regierte und von seiner regierenden Gattin stets mit dem Schmeichelnamen „Punetero" bezeichnet wurde, Don Francisco de Paula, ein so ehrenwerther Mann, wie er je am Hofe von Spanien und Indien gelebt, hatte zwei Töchter aus seiner ersten Ehe (denn er verheiratete sich 1852 wieder,

und zwar mit der Tänzerin Rotondo) zwei Töchter, die ihm sehr viel Freude machten. Die Eine von ihnen benützte ihren Aufenthalt in Paris, um sich, wahrscheinlich verleitet durch böse Beispiele, von dem Grafen Gurowski entführen zu lassen. Die Andere, Donna Josepha, verliebte sich in Spanien in einen sehr excentrischen, übrigens aber sehr unbedeutenden Kopf; Andere sagen, sie verliebte sich in die Verse Don Guel y Rente's, den Sohn eines havanesischen Colporteurs, der durch Gott weiß welche Schicksale nach Spanien gekommen war. Don Guel y Rente machte Verse, und Donna Josepha, die Infantin, verliebte sich in den Dichter.

Bis hierher ist nichts Tadelnswerthes an der Sache, denn die Dichter werden oft von Prinzessinnen geliebt, und man könnte eine ganze Reihe ähnlicher Liebschaften erzählen, die alle durch schlechte Verse angerichtet worden. Ich weiß nun nicht genau zu sagen, wie Donna Josepha nach der Stadt Valladolid kam; genug, sie verweilte dort mit ihrem Papa Don Francisco de Paula.

Eines Tages nun, als Guel y Rente in Madrid im Kaffeehause saß und an nichts Böses dachte, ward er auf Befehl Don Francisco's eiligst nach Valladolid gerufen, wo die beiden Liebenden ebenso eilig vermählt wurden und des Vaters Segen erhielten. Ja der Letztere that noch mehr für das junge Paar. Da die Dichtkunst ein sehr unzureichender Broterwerb ist, ließ der Papa Herrn Guel y Rente in Valladolid ein großes Modewaaren-Magazin errichten, und Guel y Rente und seine Gattin, die Infantin, wurden

Schnittwaarenhändler. Ein Witzbold schrieb ihm an seine Thür: „Le pavillon couvre la marchandise,“ und da sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Guel y Rente hat sein kaufmännisches Geschäft längst aufgegeben, ist nach dem Sturze Isabella's von dem Bourbonismus seines Schwiegervaters abgefallen, hat inzwischen unzählige Dummheiten begangen, von denen sich ganz Spanien erzählt, und treibt deshalb mit Erfolg die hohe Politik der „monarchisch-republikanischen“ Partei.

Während ich heute schreibe, erwacht man in Berlin um mich her in dem Gefühle eines überstandenen ersten Subscriptionsballes, einer großen und hohen Feierlichkeit, die für Berlin spezifisch ist, wie das Weißbier und die Teltower Rübe. Es ist ein Unglück, daß man in Berlin trotz aller vorhandenen Modelle den Zuschnitt einer großen Stadt nicht finden kann, daß selbst der Hof in seinen Festlichkeiten nie über das Niveau und die Gewohnheiten einer kleinen Residenz hinauskommt!

Der erste Subscriptionsball setzt stets die ganze bessere Gesellschaft Berlins in Fieber, und gleich nach dem ersten Andrang schließt die General-Intendanz der Theater ihre Listen, weil schon einige tausend Billette mehr gezeichnet sind, als vorhanden. Danach beginnt die geheime Sichtung und die Streichung unzulässiger Personen, was nicht hindert, daß selbst diese personellen Billette zu Hunderten von den Billethändlern mit Agio verkauft werden. Beim zweiten Subscriptionsballe setzt sich der arrière-ban aller

derjenigen in Bewegung, die nicht zum ersten zugelassen werden konnten, und so gelingt es denn Allen, die einige Energie besitzen, dieser Festlichkeit beizuwohnen, welche als die fine fleur der Berliner Saison betrachtet wird und namentlich vielen Damen als ein himmlisches Vergnügen gilt.

Es sei fern von mir, etwas gegen diese Festlichkeiten zu sagen, denn es ist jedes Einzelnen Sache, sich in dieser mühevollen Welt so gut zu amüsiren, wie er kann. Aber da das Arrangement ein officielles ist, muß ich dasselbe classificiren und rubriciren können. In dem alljährlichen Programme der Hoffestlichkeiten figuriren auch diese Subscriptionsbälle, mithin sind sie eine Hoffestlichkeit. Dagegen ist nichts zu sagen. Es wäre nun ein hoher, großer und schöner, übrigens aber nicht neuer Gedanke, wenn der Hof alljährlich für einen oder zwei im königlichen Opernhause stattfindende Hofbälle Einladungen an alle durch Geburt, Rang, Stand, Geist, Geld, Verdienst und Orden hervorragende Persönlichkeiten ergehen ließe, wer Orden besitzt, würde mit denselben geschmückt erscheinen (wie das auch jetzt der Fall ist); wer Geld hat, könnte sich meinetwegen die Besitztitel in die Brusttasche stecken und die ganze königliche Familie könnte also Gelegenheit haben, die Blüthe der Gesellschaft um sich zu sehen. Das Kirchthurmrennen um Einladungen würde allerdings ein großes sein, aber das schadet nichts, denn der Ehrgeiz ist immer eine schöne Sache.

Wie aber, um des Himmels willen, verstehe ich es, daß

man sich eine in dem officiellen Programme figurirende Hoffestlichkeit vom Publikum mit einem Entrée von drei Thalern bezahlen läßt! Wie ich auch darüber sinne, ich kann das nicht königlich finden, und wer will denn Ungerechtigkeiten abwenden, wenn die General-Intendanz der königlichen Schauspiele bei der Sichtung der in den Listen verzeichneten Personen auf Namen stößt, die, wie unverfänglich sie auch sein mögen, doch ein menschliches Vorurtheil rege machen? Diese öffentliche, aber scharf censurirte Subscription zu einem Hofballe ist meines Wissens gegen alle Hofsitte. Das Publikum muß dafür bezahlen, das königliche Cortége durch den Saal ziehen zu sehen, während die Kammerherren- oder Marschallstafel den königlichen Hofstaat bewirthet, während man für die Logen sogar Zuschauerbillette verkaufen läßt, die zu erhaschen eine neugierige Menge mit allen Mitteln sich bemüht. Ich kann beim besten Willen in mir kein Verständniß für diese Sorte von Festlichkeiten finden.

Während man also auf dem königlichen Opernballe tanzte, war es der Criminal-Polizei gelungen, den Thäter eines der abscheulichsten, an einem fünfjährigen Knaben geübten Verbrechen zu entlarven, dessengleichen schon vor einigen Jahren, bisher unenthüllt, die Gesellschaft mit Entsetzen schlug. Kein Land der Welt zeigt so viel Morde auf wie Frankreich, aber fast durchgehends ist Leidenschaft die Ursache. Entweder er ermordet sie, oder sie ermordet ihn aus Eifersucht. Dazwischen fallen allerdings Criminal-

Tragödien, wie sie neulich erst der Vergiftungsprozeß in Marseille zeigte. Acte der raffinirtesten und gemeinsten Brutalität sind aber vorzugsweise London und Berlin aufgespart.

Gewiß entspringt diese Brutalität traditionell einer früheren ungeschickten Vermaßregelung des Volkes; aber ich glaube, sie hat mehr in localen Verhältnissen ihre Quelle. Der Umgang mit der freien, schönen Gottesnatur erzieht ein ganz anderes Individuum, als dieses ewige Umschlossensein von vier düsteren Wänden. Der Berliner, dem eine angenehme Umgebung fehlt, ist Mauermensch im Grunde seines Wesens, stets in ungesunder Atmosphäre, die kein heiteres unbefangenes Temperament bildet. Der Genuß des schlechten Bieres und des Alkohols mag auch das Seinige dazu beitragen und für Excesse disponiren, die wider alle Natur und menschliche Instincte sind.

Selbst eines unserer königlichen Lehrinstitute war vor ganz Kurzem noch durch einen Wolf heimgesucht, der sein Wesen unter den Lämmern trieb, bis man ihn erkannte und sowol in der Presse als im Publicum von ihm die Rede ward. Man gab ihm Geld, unterstützte seine Flucht, und Niemand hat gelesen, daß sich die Behörden durch Steckbriefe oder sonstige übliche Mittel weiter um ihn gekümmert hätten.

Ebenso erhielten die Behörden Kenntniß von sehr eigenthümlichen Tanzvergnügungen, welche von Mitgliedern beiderlei Geschlechtes der höheren Gesellschaft regelmäßig in

geschlossenen Räumen und in olympischen Costümen veranstaltet worden. Indeß hört man auch über diese kleinen aristokratischen Erholungen nichts weiter, denn es kann unmöglich gut für die Moralität unseres Jahrhunderts und speciell der höheren Töchterschulen sein, wenn die Behörden den Zeitungen Gelegenheit zu derartigen Berichten gäben.

Es giebt Dinge, die niemals Sünde sind, sofern der Staatsanwalt nichts darin findet, der sonst immer am hartnäckigsten an alten Vorurtheilen zu kleben pflegt. So Mancher, der nur eine einzige unbedeutende Frucht von seines Nächsten Pflaumenbaum genascht, hat den Procurator des Königs sofort im Nacken und ruft vergeblich: Saul, warum verfolgst Du mich! während Andere, deren Sündenbecher längst überläuft, mit erhobener Stirne einhergehen. Lasen wir doch, daß ein frommer Abbé in Paris die Königin Isabella schon bei Lebzeiten heilig und von allen Sünden freigesprochen hat, während vor etwa zwölf Jahren sein eigener Bruder unter der langen Liste figurirte, die mit Serrano beginnt und über Barrutia, Cantillana, Miral, Zaldiva, Villavieja, Bedmar, Canario, Henriquez, Cassilla, Cabanez, Arana &c. hinweg mit Marfori einstweilen geschlossen ist.

Der Leser verzeihe mir, wenn meine Mittheilungen sich ein wenig in die Chronique scandaleuse verirrten. Aber der Stoff wird zuweilen des Bildners Herr, und unsere eigene Tagesgeschichte ist es ja, die ihn mir geliefert.

VII.

Man ist in Berlin bekanntlich sehr ernst, sehr fleißig, sehr ökonomisch. Man hat die ganze Woche hindurch beide Hände voll Arbeit, und nur am Samstag Abends, wenn die Woche zu Ende ist, hat man Zeit, sich zu erinnern, daß andere lebenslustige Leute den Carneval feiern. Man macht ihn also mit, wie man gewisse religiöse Gebräuche mitmacht, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Wir sind so vernünftig, so gescheit, daß wir gar nicht lachen, wenn wir uns mit einer falschen Nase begegnen, und sind auch so unabhängig, daß wir das „Weihnachtsfest des Berliner Künstlervereins" immer erst zu Ende des Januar feiern, wie denn das auch in diesem Jahre wiederum geschehen ist. Jeder Andere würde das ein Carnevalsfest nennen; der Berliner aber ist souverän, er nennt es ein Weihnachtsfest, denn der Carneval ist bei uns eigentlich nur durch das Pflaumenmuß der Berliner Pfannkuchen repräsentirt, die wir zu Fastnacht in unverletzbarer Tradition genießen. Enthusiasten trinken auch Punsch dazu, aber wie gesagt, Beides gehört erst in den Februar. Bis dahin sind die

drei Bälle, zu deren Verherrlichung sich das königliche Corps de Ballet associirt, die einzigen Carnevals-Ausschweifungen, welche sich der Berliner gestattet.

Niemand wird gerechterweise von einem Mitgliede dieses achtbaren Corps mehr Phantasie verlangen, als man für eine so elende Gage zu leisten gehalten sein kann, und da die Götterlehre bereits durch zahlreichen Mißbrauch längst erschöpft ist, da das verflossene Jahr an charakteristischen Erscheinungen sehr arm gewesen und die Erfindungsgabe der „königlichen Tänzer" noch viel ärmer ist, als dieses armselige Jahr, so sind denn die so pomphaft angekündigten festlichen Umzüge, deren Schauplatz diese Bälle, stets von einer Naivetät, die selbst in der Kinderstube wenig Glück haben würde. Hat doch selbst unser Taglioni, wie es scheint, seine choreographische Phantasie erschöpft, und woher sollte sie den Battements-Subalternen gekommen sein.

Man erzählte mir, es sei den weiblichen Mitgliedern des königlichen Corps de Ballet untersagt worden, sich ferner an diesen festlichen Umzügen zu betheiligen. Ich bin so oberflächlich instruirt in dergleichen Affairen, daß ich nicht behaupten darf, ob dies begründet, auch zu kurzsichtig, um zu unterscheiden, ob die Würde dieser königlichen Ballet-Infanterie oder die Moralität der Tänzerinnen durch diese Unternehmungen gefährdet worden. Jedenfalls wäre es ein Beitrag zur strengen Handhabung unserer Sittlichkeits-Gesetze, die vor Kurzem einen höheren Geistlichen so weit hinreißen konnte, daß er, berufen, ein Brautpaar

am Altare Gottes zu segnen, der Braut eine Ohrfeige gab, weil ihr ein Unglück passirt war, vor welchem Goethe in seinem unsterblichen „Faust"=Gedichte selbst seine Margarethe nicht schützen konnte.

Ich muß gestehen, daß mir dieser Act unmittelbarer göttlicher Züchtigung in seinen Wirkungen auf unsere bürgerlichen Sitten und Gewohnheiten von bedenklichem Einflusse erscheint. Der Protestantismus ist ein bequemes Gewand, in dem sich wohl leben läßt. Der Staat ist sogar bedacht, in den durch Tradition heiligsten Institutionen der Kirche so mancherlei Schwierigkeiten abzunehmen und die Stiftung von Civil=Acten zu substituiren, wo diese wünschenswerth erscheinen. Das hat bereits über mancherlei Bedenken und Hindernisse hinweggeholfen. Trotzdem aber drängt die Libertinage die Ehe immer mehr in die Enge. Beide Geschlechter belauschen sich immer mehr in ihren beiderseitigen Schwächen, die Tugend verliert tagtäglich mehr an Grundsätzen, mithin an Werth, und das moderne Forum, das Kaffeehaus, ruinirt den pot-au-feu.

Niemand weiß besser als ich, wie gefährlich das Nachdenken werden kann in einer so bedenklichen Lebensfrage, wie es die Ehe doch ist. Ein Garçon kann niemals ganz unglücklich und niemals ganz glücklich werden; in einer Zeit des Rationalismus, in der wir leben, entscheidet sich Jeder für das Positive, und das Cölibat gewinnt also immer mehr das Terrain. Welch eine Unerschrockenheit gehört aber dazu, an die gottgeweihte Stätte zu treten, an der sich

zwei Seelen ewige Treue schwören wollen, wenn sie für ihren guten Willen mit heiligen Maulschellen bedroht werden! Ich würde es niemals wagen, an dieser heiligen Stätte dem Diener Gottes auf Armeslänge nahezutreten, weil ich möglicherweise irgend etwas in meinem Leben begangen haben könnte, was den frommen Mann veranlassen könnte, mich auf der Stelle zu züchtigen, da Gott in seiner allbarmherzigen Nachsicht mir ja vielleicht meinen Frevel vergeben dürfte.

Wie viel Lärm hat man in der Welt geschlagen, als neulich die Jesuiten in Bordeaux ihre Zöglinge mit der Ruthe blutig mißhandelt; in unserer protestantischen Kirche aber treibt ein Lehrer Mißbrauch mit seinen Schülern und am Altare wird der Braut von einem Zeloten der Kranz vom Kopfe geschlagen. Wo soll ich hinfort noch beten, da ich doch nicht in die Synagoge gehen kann! Unser christlicher Glaube ist zum Wolfsrachen geworden. Er ermordet den Gouverneur von Burgos, erzieht die hungernden Araber Algeriens zu Menschenfressern und füsilirt die Bewohner der Reunions-Insel. Seine Apostel sind Dreyse, Chassepot und Peabody, und die christliche Liebe hängt gekreuzigt zwischen den Schächern der Fonds- und Getreide-Börse.

Giebt es inmitten dieser trostlosen Verhältnisse Erhebenderes, als die Acte der Barmherzigkeit, von denen uns die Londoner Journale erzählen? Wie humoristisch sie auch klingen mögen, sie sind ein Beweis, daß der

Mensch den Menschen verloren gegeben, und all seine Liebe dem Thiere zuwendet. Frau Michelet's kürzlich erschienenes Buch zur Verherrlichung des Katzengeschlechtes, das eben meine Lectüre bildet, klingt wunderbar mit diesen neuen Missionen zusammen. Schon seit Jahren hat nämlich London sein Asyl für obdachlose — Hunde, und jetzt haben fromme Seelen dort am Augustus-Square, also in der Nähe der fashionabelsten Gegend, ein gleiches Asyl für obdachlose Katzen gegründet. Man sagt, das Unternehmen sei im schönsten Gedeihen. Ein obdachloser Mensch wird ins Arbeitshaus gesperrt, ein den Ausschweifungen ergebener Kater findet in London sein Asyl mit sorgsamen Krankenwärterinnen und einem schönen Garten, in welchem er spazierengehen kann!

Mich erinnert dieses freundliche Werk an eine schwarze That, die ich vor Jahren einmal begangen. Ich bezog eine Wohnung in einem Hause, in welchem nur alte Damen wohnten. Jede von ihnen hatte eine, auch zwei Katzen, die Eine sogar einen großen schwarzen Kater. Keine Nacht verging, ohne daß der letztere sämmtliche Katzen des Hauses auf dem niederen Dache unter meinem Schlafzimmer versammelte, um mit ihnen eine entsetzliche Musik zu unterhalten.

Ueberdrüssig der Sache, beauftragte ich meinen Burschen, heimlich den Kater abzufangen und ihn einige Meilen weit in einem Dorfe auszusetzen. Dies geschah. Am zweiten Tage aber war mein Kater wieder da, und die Musik unter

meinem Schlafzimmer begann von neuem. Kein Schlummer kam mehr in mein Auge.

„Karl," sagte ich endlich zu meinem Diener, „es wird nicht ohne einen Mord abgehen! Vergifte mir den Kater, denn es ist besser, daß ich meine Verpflichtungen in dieser Welt erfülle, als daß dieses Vieh mich durch Schlaflosigkeit umbringe. Der Kater erfüllt ja auch die seinigen nicht, denn anstatt Mäuse zu fangen, treibt er nächtliche Musik unter meinem Fenster. Der Kater muß vergiftet werden."

Das geschah, und ich hatte Ruhe. Der Bursche aber konnte den Mund nicht halten und vertraute das schwarze Geheimniß in einer schwachen Stunde der Köchin an. Diese erzählte es ihrer Herrin; in fünf Minuten wußte es die ganze Hausgenossenschaft. Wo ich mich fortab im Hause zeigte, wich man mir aus wie einem Aussätzigen. Auch die Katzen mußten davon erfahren haben, denn sie stimmten allnächtlich eine Trauermusik an. Ich entschloß mich, das Haus zu verlassen, in welchem die Geister des ermordeten Katers mir keine Ruhe mehr ließen. Ich hatte damals natürlich Frau Michelet's schönes Buch noch nicht gelesen und war noch von den Erinnerungen aus meinen Kinderjahren befangen, in welchen ich immer gehört hatte, die jungen Katzen müßten in einem Sack gethan und ersäuft werden. So sublimiren sich unsere Gefühle für das liebe Vieh; für die Menschen aber werden Steuern, Strafen und Zündnadeln erfunden.

Wenn ein Uebel seinen Culminationspunkt erreicht, hat

man stets die Hoffnung, daß es ein Ende haben müsse. Man behauptet: wenn die Backe erst geschwollen sei, höre der Zahnschmerz auf. Unsere europäische Bewaffnung hat eine Culmination erreicht, die dem Kaiser Napoleon um so willkommeneren Stoff zum Nachdenken gibt, da er eines solchen bedarf, seit er nicht mehr handeln kann. Es geht ihm wie dem Ingenieur der Pacific-Eisenbahn, von welchem uns der Moniteur vor Kurzem eine so wundersame Geschichte erzählte.

Dieser Ingenieur, Mr. Burnham nämlich, sah sich genöthigt, um die zum Bau der Eisenbahn nöthigen Hölzer den Fluß hinabzuschwemmen, diesen Fluß einzudeichen, um ihm die nöthige Tiefe und Strömung zu geben. Die Arbeiter sahen nun aber zu ihrem Erstaunen jeden Morgen ihr Werk viel weiter vorgeschritten, als sie es am Abend verlassen hatten. Um den unsichtbaren Zauberer zu attrapiren, legten sich die Arbeiter Nachts auf die Lauer und sahen, wie ganze Schaaren von Bibern aus dem Wasser stiegen und sich ans Werk machten, um die Deiche zu vollenden.

Der Moniteur selbst erzählte dies, als er noch officiell war, es darf also Niemand an der Wahrhaftigkeit dieses Märchens zweifeln. Und gerade wie diesem Ingenieur geht es dem Kaiser. Während er unablässig nachdenkt über das Wohl der Nation und der ganzen Welt, arbeiten die unsichtbaren Biber, die offenbar in Bismarck's Solde stehen; sie errichten neue Wälle und Bastionen in den Festungen

und arbeiten an einem seltsamen Bau, den sie das rumänisch-bulgarische Königreich taufen wollen. Ob sie den König Susman II. nennen wollen oder wie sonst, darüber sind gewiß weder Herr Bratiano noch die Genossen seiner Phantasie mit sich einig; Kaiser Napoleon aber sucht die nächtlichen Biber vergeblich durch Bibelverse zu beschwören, während sie eine Brücke vom Hospodarenlande über die Donau nach dem alten Mösien bauen.

Ich habe mir niemals vorstellen können, daß Fürst Karl, den Gott erhalte, seine Dragoner-Uniform ausgezogen habe, nur um der Nachfolger der alten türkischen Posthalter zu werden. Instinctmäßig hegte ich schon damals bei seiner Reise nach der Walachei ein gewisses Mißtrauen gegen den schlichten Reisesack, mit welchem er an der Donau debutirte; ich war überzeugt, er trage ein großes Vermächtniß darin, und bin gewiß, daß die Testaments-Executoren nächstens ans Werk gehen werden.

Seit dem Jahre 1860 bin ich mißtrauisch gegen jeden Reisesack, den ich irgendwie in Beziehung zur Politik bringen kann. Als nämlich die Garibaldianer nach dem Gefechte von Reggio durch Calabrien gegen Neapel zogen, nahm ich in Messina den französischen Postdampfer, um vor ihnen in Neapel zu sein und den Bourbonenthron zusammenstürzen zu sehen, was für schadenfrohe Menschen immer ein gewisses Vergnügen ist. Mit mir fuhr der Intimus Garibaldi's, Gennaro de F . . . . . . Er wollte auch nach

Neapel und trug einen schlichten, unscheinbaren Reisesack in der Hand.

Als wir am andern Morgen in den Golf von Neapel fuhren, ersuchte mich Gennaro um einen großen Dienst im Namen des Dictators, und jetzt erst erfuhr ich, daß ich ahnungslos zu einem Werkzeuge der Befreiung Italiens ausersehen worden, wie ich denn überhaupt unfreiwillig eine große Mitschuld an der Einigung Italiens trage.

Gennaro de F. ersuchte mich, seinen Reisesack mit in die Stadt hinein zu nehmen, da er als schwer compromittirt sich nur in der Nacht heimlich von Bord werde hineinschmuggeln können. Dieser Reisesack enthielt die wichtigsten Instructionen für das comitato nazionale in Neapel, an dessen Spitze bekanntlich Liborio Romano stand, der hier den Doppelposten als Ober-Revolutionär und erster Minister des Königs innehatte. Ich schmuggelte den Reisesack in die Stadt, und am anderen Morgen erschien richtig Gennaro, um mir um den Hals zu fallen und mir im Namen Garibaldi's und des ganzen italienischen Volkes seinen Dank zu sagen.

Seit der Zeit traue ich keinem politischen Reisesack mehr. Ich ahnte damals nicht, daß ich es auch sein sollte, der wenige Wochen darauf, mit dem letzten vom römischen Kriegsminister an den General Lamoricière abgesendeten Courier fahrend, um die Beschießung Anconas anzusehen — daß ich es sein sollte, der, mit dem Courier abgefangen, in Foligno von den sardinischen Vorposten dem General

Fanti die letzten an Lamoricière gerichteten berühmten Depeschen überreichen sollte, wofür mich der General mit einer achttägigen liebenswürdigen Kriegsgefangenschaft belohnte, während mir die italienische Regierung dafür noch immer den St. Mauritius- und Lazarus-Orden schuldig geblieben ist.

Auch bei dieser welthistorischen Begebenheit spielte der kleine Reisesack meines Couriers eine bedeutsame Rolle. Ich bin also wol im Rechte, wenn ich stets Verdacht gegen dieses Utensil hege und in dem des Fürsten Karl die Anweisung auf das walacho-bulgarische Königreich wittere.

Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein anderes Reise-Necessaire ein, dem ich im vorigen Sommer auf der Reise begegnete. Es gehörte einer blonden Sängerin, von der ich erst neulich gesprochen. Sie war auf der Reise nach Petersburg, und, seltsam genug, als ich nach Frankfurt kam, stand sie gerade zur selben Zeit dort zwei Monate lang als krank auf dem Theaterzettel. Ich glaube, es war in Petersburg eine wichtige finanzielle Operation zu machen, welche die Anwesenheit eines Frankfurter Bankiers erforderte.

Während Minna Haut(?) in Paris Fiasco machte, gelang es Ilma v. Murska am italienischen Theater zu reüssiren. Auch sie zeigte uns, daß man aus hundert Gründen sein Ziel erreichen kann. Die blonde Murska machte ihr Glück bei den Italienern, weil sie Cora Pearl ähnlich sieht! Welch unbegreifliche Motive sich das Schicksal oft hervorsucht! Aber ich sagte es ihr vorher, als ich sie

im Sommer allabendlich in Biberich als Rheinnixe, mit fliegenden blonden Locken und einer breiten goldenen Spange um den Leib, den großen schwarzen Pluto, den Neufoundländer, zur Seite, erscheinen und in die Wellen tauchen sah, während Pluto umherschwamm und geschworen hatte, alle Rheinlachse zu fressen, die es wagten, seiner Herrin zu nahe zu kommen. Pluto war ein sehr gescheites Thier, und ich wette, die französischen Journalisten werden nächstens von ihm zu erzählen haben.

Es ist ein Unglück, daß unsere Sängerinnen bei uns nicht heimisch bleiben! Sie gehen nach Paris, sogar durch, wenn es um keinen anderen Preis geschehen kann. Sie gehen nach Paris und von da nach Petersburg, wo ihnen der Czar, die Großfürsten und die anderen Fürsten zu Füßen liegen, wo ihnen bei ihrer Ankunft ein Zobel umgehängt wird, und bei ihrem Scheiden Brust und Arme mit Diamanten behängt werden, gar nicht zu reden von dem, was inzwischen Alles geschieht. Trieb man doch in Rußland die Verehrung der Patti so weit, daß ihr auf ihrer Rückreise in den Eisenbahn-Stationen die kaiserlichen Gemächer geöffnet wurden!

Kein Wunder, wenn sich bei der Kühlheit des deutschen Publikums die Sängerinnen nicht heimisch finden können, und so wird denn wol das Opernsingen bei uns ganz eingestellt werden. Es lohnt ja auch nicht um der armseligen paar Brillanten willen, die eine Hausse der

Lombarden oder Franzosen allenfalls einmal abwirft! Es geht unseren Primadonnen wie dem Schelm, dem Kalchas, in Offenbach's „Helena" mit den Opfern. Nichts als elende Bouquets und unreife Früchte — darunter muß nothwendig die Stimme doch leiden!

VIII.

Ich trage dir vor, du trägst mir vor, er trägt ihm vor. So geht das hier schon seit den langen Winterabenden, durch Frost- und Thauwetter. Vorlesungen hier und Vorlesungen dort. Wir erfahren daraus, daß Goethe, Schiller, Shakespeare ganz hervorragende Männer gewesen, und daß die Unsterblichkeit der Seele eine sehr schätzbare Erfindung sei.

Es liegt in der „gebildeten" Klasse unserer Gesellschaft ein gewisser hysterischer Zug, eine krankhafte Empfindlichkeit mit Neigung für ungewöhnliche Langeweile, der unser norddeutsches ohnehin zur Contemplation gestimmtes Publicum zahlreich in diese Vorlesungen führt. Es ist nicht eigentlich das Begehren nach Bildung — denn wir sind, wie Jedermann weiß, sehr gebildet — es ist auch nicht Zerstreuungssucht oder Neugier, was für diese Art von Unterhaltung empfänglich macht, es ist, wie gesagt, eine hysterische Disposition, die uns zu äußerlich unmotivirtem Lachen und Weinen führt, ja uns sogar zu somnambulen Erscheinungen stimmt, in welchen wir beispielsweise in

unserem Schauspielhause Künstler bewundern, die leider nicht vorhanden sind.

Es ist in der That wahr: Wir sind krank hier im Norden, wir leiden an der Mauerstaupe der Intelligenz, die uns immer mehr in Betrachtung versenkt und den Frohsinn erlahmen macht. Die Welt ist so schön, aber wir haben keinen Genuß davon, denn wir müssen denken, müssen uns in Empfindungen vertiefen, und das schafft eine krankhafte Sentimentalität, die unsere ganze Atmosphäre mit einem Lazarethgeruch durchduftet.

Nothwendig müssen wir in unserer überreizten Stimmung den Muth zu gesellschaftlicher Initiative verlieren. Die Monotonie ist uns eine süße Gewohnheit geworden, und während wir uns immer tiefer in die Wissenschaften hineinstudiren, geht die lebende Kunst auf Krücken. Es ist brutal, in einemfort blutige Schlachten schlagen zu wollen. Der Friede hat eine höhere Berechtigung, als immer wieder zerstört zu werden. Die Lust am Leben ist die erste Bedingung, unter welcher wir alle Mühseligkeiten dieses Daseins zu tragen verpflichtet sein können, und der Frohsinn eine der schönsten Gottesgaben. Aber unser heiteres Naturell geht immer mehr verloren, und selbst ein Fastnachtsball ohne Masken, wie er kürzlich wieder im Kroll'schen Etablissement gefeiert wurde, konnte nicht zu Ende gehen, ohne daß man sich blutige Nasen schlug und sich unter dem Absingen: „Den Männern Heil“ die Hüte über die Ohren trieb. Es ist, als lebten wir uns durch die Ausbildung unserer Fäuste

wieder in die Zeit der Recken zurück, doch sind meines Wissens die Nibelungen sehr anständige Leute gewesen.

Ich wünschte den Nachbarn jenseit des Rheines, die von uns Deutschen so grundverkehrte Anschauungen haben, uns einmal bei unseren öffentlichen Volksbelustigungen zu sehen. Ein Franzose kann sich uns Deutsche nur vorstellen, wie wir unter einem ewigen dichten Nebel dasitzen, Bier trinken, Sauerkraut essen und melancholische Lieder singen. Desbarolles, der von den Loretten geachtete Wahrsager aus der Hand, bereiste vor einigen Jahren Deutschland, um als Apostel einer ganz neuen Wissenschaft uns zu imponiren, fiel aber überall ab, und schrieb deshalb ein Buch über Deutschland. Seitdem gilt er als einer der gründlichsten Kenner dieses trübseligen Landes, in welchem es ihm, nach seiner Versicherung, nicht gelungen ist, täglich mehr als 3 bis 4 Francs auszugeben, was mich zu der Vermuthung führt, daß er während seiner Reise auf den Heuböden logirt und das deutsche Volk in den Schnapskneipen beobachtet hat.

Wie anders sind wir oder sind wir wenigstens geworden! Im Kriege die Zündnadel, im Frieden nie ohne Stuhlbein, und stößt nur Einer den Schlachtruf: „Haut ihn!" aus, so prüfen gleich Zehn die Kraft ihrer Fäuste an dem Schädel ihres Nachbars. Ich denke mir, der Bürgermeister von Nikolsburg mußte wol etwas von den häufigen Berliner Pöbel-Excessen gelesen haben, da er in seiner Proclamation die Preußen nur als „eine der ge-

bildeteren Nationen" bezeichnete. Aber es war auch das anerkennenswerth, denn er hatte den Muth einer Meinung, wie der berühmte Alcalde von Mostoles.

Ich habe natürlich keine Idee, ob Graf Bismarck gesonnen ist, diese Kraftäußerungen unseres Volkes in nächster Zeit ernstlich zu verwerthen, die kriegerischen Nachrichten aber, die ich aus den französischen Zeitungen schöpfe, lauten bedenklich genug. „Wann werden wir über den Rubicon gehen?" fragte neulich schon der Gaulois, und heute finde ich in demselben eine Notiz, welche alle Greise, die noch nicht ihr Testament gemacht haben, bestimmen muß, eiligst zu einem Notar zu senden. „Allen „zur Armee und zur Landwehr" gehörigen Individuen werden," heißt es, „bereits die Päſſe verweigert. Alle Bürger von 18 bis 60 Jahren sind avertirt worden, daß der Landsturm organisirt werde." Nebenbei wird die Festung Mainz bereits verproviantirt, im ganzen Rayon der Veste wird alle Vegetation niedergelegt!

Gaulois mag seine eigenen Ansichten von der zur Ausübung bürgerlicher Rechte und Pflichten in Deutschland nöthigen Maturität haben; zur Beruhigung ängstlicher Gemüther sei jedoch erwähnt, daß unsere noch mit dem Cicero beschäftigten Bürger ihre Schulbänke noch nicht verlassen haben und bis jetzt in den Familien, die also den Sohn, den Vater und den Großvater zugleich zum Landsturme zu stellen haben würden, eine vielleicht ganz unmotivirte Zuversicht herrscht. Alle kriegerischen Kundgebungen beschränken sich bis heute in der Bevölkerung noch auf die genannten

Berliner Stuhlbeine, indeß ist man hier der Ansicht, wenn Cäsar über den Rubicon gehe, werde ihm allerlei Unangenehmes passiren.

Es sei fern von mir, auch meinerseits zur Beunruhigung der Gemüther beizutragen, aber ich weiß, daß, wenn der Rubicon überschritten wird, dies schwerlich vom Westen her zuerst geschehen wird. Man hat in Berlin nicht die Absicht, zu warten, bis der erste Schritt gethan, man wird ihn selber thun, wenn alle diplomatischen Stränge reißen, die mir allerdings schon sehr stark gespannt zu sein scheinen. In Moltke's System liegt es, den Generalen der Avantgarde die Kriegserklärung in der Brusttasche mitzugeben, wie wir das bereits im Jahre 1866 gesehen, und ohne alle Frage würde sich das schon in Folge der Luxemburger Affaire wiederholt haben, wenn es eben nicht anders gekommen wäre.

Man ist in einzelnen französischen Journalen viel kriegslustiger, als es der Nation bei ruhigerer Ueberlegung lieb sein kann. Die Gloire ist eine so schöne Sache, aber die Abneigung des Franzosen gegen die militärische Praxis gab bekanntlich im vorigen Jahre zu den eigenthümlichsten Erscheinungen Anlaß. Wie viele junge Leute stürzten sich aus Furcht vor dem Kriegsdienste Hals über Kopf in eine unglückliche Ehe, nicht überlegend, daß sie sich dadurch in einen lebenslänglichen Kriegszustand begaben. Es war die Furcht vor der Mobilgarde, die Tausende von Ehen zu Stande brachte, und natürlich sind diejenigen, die sich hinter

dem Unterrocke geborgen, jetzt die eifrigsten Verfechter der Nothwendigkeit des Krieges.

Garibaldi nannte die Neapolitaner verächtlich „mangiamaccaroni", weil sie keine Freiwilligen unter seine Fahne stellten, aber in einem an Wahnsinn grenzenden Enthusiasmus die Schwerter und die Tricoloren schwangen, als der Bourbonenthron ohne ihr Zuthun gestürzt war. Ganz ebenso fluchte der als Wütherich bekannte Colonel Dupin im vorigen Jahre im Café du Helder, dem Officiers-Kaffeehause, über die „Gredins", als dort mehrere Briefe von Hand zu Hand gingen, in welchen irgend eine Cocotte ihrem Arthur anzeigte, sie müsse ihm Lebewohl sagen, da sie morgen zur Mairie gehe, um sich zu verheirathen.

Dupin, der vor wenigen Monaten gestorben, war eben erst von Mexico in Paris eingetroffen; er spitzte sich schon darauf, eine neue Freischaar gegen die Preußen zu organisiren, da man ihn sehr kühl in Paris empfangen, ihn desavouirte und er nach einer Gelegenheit suchte, sein Schwert in die Wage zu werfen. Dupin, der berüchtigte Chef der französischen Contre-Guerillas in Mexico, der Alles henken und würgen ließ, was ihm in den Weg kam, der Mann ohne Herz, starb an gebrochenem Herzen, zeitig genug, um sich, in die Provinz verbannt, die Schmach zu ersparen, in den elenden Friedenszeiten um ein Commando der Mobilgarde betteln müssen, in der er vielleicht ein Bataillon von Epiciers hätte exerciren müssen.

Wie Unrecht hatte Heinrich Rochefort der neuesten Nach-

richt gegenüber, indem er die algerischen Angelegenheiten mit seiner Satyre beleuchtete. Als der Minister Frankreich durch die Mittheilung beruhigte, es sei nicht nöthig gewesen, die ganze zur Linderung der Hungersnoth in Algerien bestimmte Summe zu verwenden, glossirte Rochefort: Freilich ist es nicht mehr nöthig, die Araber vor dem Hungertode zu schützen, weil sie schon vor Hunger gestorben sind. Und jetzt kehrt Mac Mahon von Paris, wo er zu Gunsten einer Civilverwaltung für die Araber plaidirt, nach Algier zurück, um 3000 rebellische Araber in das Tell einbrechen zu sehen, das Frankreich doch mit einer Armee von 60,000 Mann unter dem Schutze des Säbels erhält.

Wie groß war mein Irrthum, als ich, die Sahara durchstreifend, die Ueberzeugung mit mir nahm, es könne eher ein Rabe, denn einer dieser Berber oder Araber vor Hunger umkommen! Klima und Lebensgewohnheit üben sie in einer Enthaltsamkeit, deren selbst ein schlesischer Weber oder einer unserer ostpreußischen Araber nicht fähig sein würde. Aber die Vorsteppe, die kleine Sahara, zeigt uns seit Jahren, was die militärische Mißwirthschaft selbst unter den Beduinen anrichten kann.

Zeuge der traurigsten Resultate dieses algerischen Kriegszustandes war ich selbst einmal zu einer Zeit, da von dem Hungertyphus noch lange keine Rede war.

Ich befand mich in einem der letzten französischen Forts, in Sebdu, wenige Stunden von der marokkanischen Grenze,

einem Theile der Provinz Oran, der fortwährend durch die herüberschweifenden unabhängigen Stämme beunruhigt wurde.

Eines Morgens nach der Rückkehr von der Saujagd beim Ober-Commandanten der Sub-Division in der von Absynth geschwängerten Atmosphäre seines Zimmers sitzend, sah ich den Chef des Bureau arabe hereintreten mit der Meldung: seine Tschauschen, die eingebornen Executoren, seien mit der Botschaft gekommen, der Tribus der Beni-Dingskirchen (der Name des Stammes ist mir augenblicklich nicht zur Hand) habe die Steuern verweigert, habe auch eben seine Zelte abgebrochen, seine Rinder zusammengetrieben und bewege sich flüchtig der Grenze zu.

Sofort ward der Gum, die eingebornen Reiter und Spahis, beritten gemacht; ein Trupp der abenteuerlichsten Cavallerie in rothen Spahi-Mänteln, mit dem großen Wüsten-Strohhut, dem M'Dall auf den Köpfen, setzte sich in Bewegung, den Chef des Bureau arabe in seinem weißen Burnuß an der Spitze. Bis zum Abend ritten wir, von der Sonne versengt, durch die Steppe, die Eclaireurs voraus, welche dem flüchtigen Tribus auf den Fersen folgten. Es galt, die Steuerverweigerer abzufangen, ehe sie die schützende Grenze erreichten.

Indeß, man kam zu spät, der Tribus war schon in Sicherheit. Auf dem Rückmarsche erzählte mir der Chef, ein noch junger Officier, der in der algerischen Interpreten-Schule erzogen worden, man müsse eigentlich Mitleid mit diesem unglücklichen Tribus üben; derselbe habe die magersten

Weideplätze, habe schon seit zwei Jahren Mißernten gehabt und sei wirklich kaum noch im Stande, die hauptsächlich in Korn und Rindern bestehende Steuer zu leisten. Aber, setzte er hinzu, der Ober-Commandant ist unnachsichtig und muß auf Leistung der Steuer halten, denn sonst kommen alle Stämme mit gleichem Anspruch auf Nachsicht, und bei dem Geize des Arabers wäre der Klagen kein Ende.

Also erst die Steuern und dann die Befriedigung des Hungers! Man sieht wohin dieses Prinzip geführt hat. Dank dem französischen Centralisations-Systeme, das die Anfüllung eines ganzen dicken Actenheftes erfordert, wenn in irgend einer Gemeinde ein Meilenstein gesetzt werden soll, Dank diesem Systeme rettete man laut Rochefort sogar die Summe, welche zur Abhilfe der algerischen Hungersnoth bestimmt war. Man ließ die Unglücklichen erst sterben oder sich gegenseitig verspeisen; die Uebrigen griffen zu den Waffen.

Ich für meinen Theil bekenne mich in dem Grade zu den arabischen Prinzipien, daß ich niemals eine Steuer bezahlt habe, wenn sie der Executor nicht holte; ja ich habe schon öfter meine Zelte abgebrochen, wenn man Steuer von mir begehrte. Der Tod versöhnt Alles. Wir sahen, daß sogar der Gouverneur von Algerien nach Paris reiste, um die Nothwendigkeit einer Civilverwaltung einleuchtend zu machen, nachdem das Elend die Unglücklichen zu Tausenden dahingerafft. Es ist das alte, immer bewährte Princip, den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind ertrunken.

Der Mord in der Kathedrale von Burgos und die

Ohrfeige in der Kirche von Berlin finden inzwischen beide ihre Vertheidiger. Wiederum ein Beweis, daß Alles zwei Seiten hat. Ultramontane Blätter sagten uns, die derzeitige gotteslästerliche spanische Regierung habe die Heiligthümer der Kirche entweiht, das Volks und die Geistlichkeit gereizt; der Mord sei also eine nothwendige Folge gewesen.

Aber wie war's denn? Erzählte ich nicht neulich, wie der Habsucht der spanischen Bourbonen keine Kirche, kein Kloster so heilig gewesen, daß sie sich nicht daran vergriffen? Das größte und schönste Kloster der Welt, Escorial, ward von Maria Christina um achtzig der herrlichsten Bilder von Murillo, Velasquez u. A. geplündert, die dieses Weib nach London sendete und verkaufen ließ. Und habe ich nicht neulich auch von den beiden Diamanten gesprochen, welche dieses selbe Weib dem Schutzheiligen Madrids auf seinem Altare vom Hosenlatz schneiden ließ? Kein Einziger von der ganzen spanischen Königsfamilie wäre mehr am Leben, wenn die Entweihung der Heiligthümer den Mord rechtfertigte.

Arme Kathedrale von Burgos! Gehören deine Heiligthümer nicht mehr dem Volke als der Priesterschaft? Les't in der Capelle „del Condestable" an dem Grabe der Familie Velasco, der stolzesten von allen, wie sie in ihrer Anmaßung Gott selbst verhöhnte durch die in ihren Marmor gegrabene Inschrift: „Ehe Gott Gott wurde und die Sonne die Felsen beleuchtete, war schon das edle Geschlecht der Velascos." Man kann nicht mehr Hidalgo sein, als die Velascos es

waren, denn sie waren schon vor Anbeginn, ehe Gott Gott wurde!

Und wem gehört das Andenken des Cid? Dem Volk oder der Priesterschaft? Wem gehört in dem Capitel der Kathedrale der Koffer des Cid, mit welchem der große Campeador jenen kleinen historischen Credit Mobilier veranstaltete, als er den beiden Juden zwei Kisten „voll von Silber gegen ein Darlehen von tausend Gulden verpfändete?

„Und er giebt sie wohlverschlossen,
Sand ist in den beiden Truhen,
Und vertrauend seinen Worten,
Leihen sie ihm tausend Gulden.“

Heute würde dem Cid Campeador Niemand sechs Kreuzer auf den von Würmern zernagten Koffer borgen, aber die Nation sieht in ihm eines der heiligsten Pfänder ihrer einstigen Größe. Louis Veuillot wird die Mörder so wenig reinwaschen, wie die mühseligen Rechtfertigungen des Berliner Fanatikers in den Zeitungen die fromme Maulschelle ungeschehen machen, mit der übrigens die Gerichte bereits eifrig beschäftigt sein sollen. Giebt es noch „Richter in Berlin“, so wird diese Ohrfeige ihrer Folge wegen schwerer zu redressiren sein, als es vor einigen Tagen am Ministertische des Abgeordnetenhauses geschehen konnte, indem man der Volksrepräsentation sogleich die kühlende Salbe auf die Backe legte.

Die Volksmeinung schien übrigens neulich sehr wenig Vertrauen zu der historischen Unbestechlichkeit der Richter zu

haben, als sich das Gerücht verbreitete, man wolle den biedern Zastrow seiner Haft entlassen. Das Volk sammelte sich auf dem Molkenmarkte, um eventuell zu „lynchen“; denn man hat ja bekanntlich Dinge, die zwar „historisch wahr“, aber heutzutage nicht mehr anwendbar; deshalb konnte es denn auch geschehen, daß man verschiedene Personen fünfzehn Monate hindurch wegen Betruges in Untersuchungshaft behielt und sie dann als unschuldig ihrer Wege gehen ließ.

Das Gesetz giebt keine Revanche; man soll sich hüten, mit ihm in Conflict zu kommen, obgleich es uns so viel „Zwirnfäden“ in den Weg legt, daß es kein Wunder, wenn einmal Einer darüber stolpert. Der Eid z. B. wäre wegen seines Betruges heute jedenfalls ins Zuchthaus gekommen und also behindert worden, seine Heldenlaufbahn zu Ende zu führen.

IX.

Sage mir, Klio, o Muse, wer ist der größte Mann unserer Zeit? — Wer kann es wissen, so lange noch alle die Acten nicht geschlossen sind über die offenen und großen Processe der Gegenwart, und dennoch ward es einem der Berliner Gymnasien beschieden, den Mann zu finden, den der Homer unserer Epoche als größten besingen wird.

Es ist buchstäblich wahr, was ich dem Leser erzähle. Vor ganz Kurzem gab einer der Lehrer an einer hiesigen höheren Schulanstalt dem Sohne des Grafen Bismarck die Aufgabe, in einer schriftlichen Arbeit die Frage zu lösen: Wer ist der größte Mann unserer Zeit?

Ich weiß nicht, ob der junge Bismarck sofort an seinen Vater gedacht hat; jedenfalls aber dachte der Lehrer an denselben und setzte die Kindesliebe und die Bescheidenheit, aber auch die ganze Klugheit des jungen Grafen auf eine der härtesten Proben.

Pünktlich zur bestimmten Stunde lieferte der junge Graf seine Arbeit ab, die den Lehrer in großes Erstaunen versetzte. Er las: Im Jahre 18— ward in Straßburg oder

sonstwo (ich weiß nicht wo) einem Manne Namens Strausberg ein Knabe geboren, der die und die Vornamen erhielt (ich weiß wiederum diese Namen nicht, der junge Graf aber wußte sie). Dieser arme Knabe wuchs heran und ward der größte Mann unserer Zeit. Schon in London zeichnete er sich durch große und kühne Thaten aus, dann kam er nach Berlin, erbaute Paläste, Eisenbahnen, kaufte Fabriken, Herzogthümer und beschäftigte Tausende und Abertausende von Armen. Dieser größte Mann unserer Zeit ist der Doctor Strousberg.

So ungefähr lautete, wie mir erzählt wird, die schriftliche Arbeit des jungen Grafen Bismarck. Ich muß indeß annehmen, daß der junge Geschichtschreiber sein Urtheil viel umfänglicher motivirt, daß er alle die Thaten dieses größten Mannes unserer Zeit geschildert, wozu es ihm an Materialien nicht fehlen konnte, wenn er seinen Einfluß aufbot, um alle die Secretäre und Kanzleiräthe seines großen Vaters zu Hilfe zu rufen. Die Frage ist also gelöst. Strousberg ist Strousberg, und Ujest ist sein Prophet! Ich aber wittere in dem jungen Bismarck bereits den Stoff zu einem dritten Richelieu; denn hat ihm Klio, die Verkündende, beim Niederschreiben seiner Arbeit den Griffel geführt, so muß sie erschrocken sein über die Kühnheit oder die Ironie, mit welcher der Knabe sein Thema erledigte.

Aber auch dieser große Mann, dieser größte Mann muß erfahren, was ja allen Stiftern einer neuen Epoche nicht erspart wird — den Undank seiner Zeitgenossen.

Soeben hat er sich hier eines der glänzendsten Palais erbaut, das im Innern kaum vollendet sein kann, obgleich es bereits in hiesigen Zeitungen bis in das geheime Cabinet hinein beschrieben und bewundert ist. Und schon jetzt hört man, er wolle Alles wieder verkaufen und Berlin so den Rücken wenden, weil man ihn in gewissen Auszeichnungen übergangen, auf welche sein Ehrgeiz als Eisenbahngründer so hohes Gewicht legt.

Ich habe den Schulaufsatz des jungen Grafen, wie gesagt, nicht gelesen, und kenne also die biographischen Motive nicht, mit welchen er sein kühnes Urtheil unterstützt; aber ich sehe mit ihm die Wahrheit des Spruches verkörpert, daß man sich, um große Ziele zu erringen, nie mit kleinen Dingen abgeben soll. Wie viel erzählten mir im vorigen Jahre meine Freunde in London von den Adlerzielen dieses Mannes, zu denen ihn stets die Schwingen seines Genius trugen, und wie schülerhaft einfältig erschien ich mir selbst, da dieser größte Mann mir einst sagte: „Als ich in London als Schriftsteller lebte, hielt ich mir meine Equipage. Jetzt hält man mich an der Börse für einen Seiltänzer, und der bin ich auch, denn ich weiß oft nicht, woher ich das nöthige Geld nehmen soll, aber ich finde es."

Nichts ist erklärlicher, als daß die Erreichung eines Zieles hauptsächlich von dem Punkte abhängt, von welchem man ausläuft. Wenn einer als Packträger seine Laufbahn beginnt, wird er es bis zur Million viel weiter

haben, als Einer, der den Andern zu seinem Packträger macht. Wer in der Equipage fährt, kommt viel früher an, als wer den Fiaker benützt, und wenn ich noch einmal meine Laufbahn als Schriftsteller von vorn beginnen sollte, so würde ich es nur in einem Vierspänner thun. Es ist so einfältig, sich um alle die alltäglichen Stationen und Haltepunkte der Uebrigen zu kümmern, die nur eine unersetzbare Zeitversäumniß verursachen können. Es ist nichts einfacher, als den Mondschein zu condensiren, wenn man es versteht, und nichts vernünftiger, als darauf eine Bahn in den Mond zu gründen, wenn sich Leute finden, die das Geld dazu hergeben. Ganz ebenso ist es offenbar mit der Kunst des Seiltanzens. Entweder man hält das Equilibre, erreicht das Ende des Seiles und wird applaudirt, oder man hält es nicht, bricht sich den Hals und braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Aber es ist eine alte Thatsache, daß Schriftsteller, Componisten und dergleichen stets unpraktische Leute sind. Welch eine Thorheit z. B. von dem seligen Rossini, seine Messe so lange im Pulte liegen zu lassen! Zufrieden mit der Stufe des Ruhmes, die er vor einigen Generationen schon als der neben Napoleon berühmteste Mann Europa's erreicht, verschloß er seine Noten im Pulte und studirte Jahrzehnte hindurch über das Geheimniß eines neuen Salats. Dann stirbt er und sofort vereinigt sich eine Gesellschaft von Speculanten, um dem Seligen auf sein

Grab zu schreiben, was für ein unbeholfener Mensch er gewesen.

Strakosch, als Geschäfts-Inhaber dieser Societät, kauft die Messe für 200,000 Francs, geht damit nach London, nach Wien, gewiß auch nach Berlin, Petersburg und New-York, um sie gegen hohe Eintrittspreise executiren zu lassen und eine halbe Million zu gewinnen, für die sich Rossini unendlich viele Maccaroni und Salate hätte bereiten können. Inzwischen schlägt sich Ullmann mit der Messe nach Italien, und so wird denn plötzlich die ganze Welt mit der hinterlassenen Musik Rossini's überzogen.

Messe oder rumänische Eisenbahn, die Speculation ist dieselbe. (Ich sprach übrigens erst kürzlich einen Carnevals-Türken, der an die letztere die schönsten Hoffnungen knüpfte.) Mit welchen Mitteln man die Millionen erreicht, ist nach den neuesten Maximen ganz gleich, sofern man sich nur den Staatsanwalt vom Leibe zu halten versteht. Das französische Sprichwort: A bon rat bon chat hat hierin gar keine Bedeutung mehr.

Mirès und Pereires, Strousberg und die bewußten Herzoge, Johann Hoff und seine Mitindustriellen, sie haben alle dieselben Ziele; nur die Mittel sehen anders aus und heißen abwechselnd Credit Mobilier, Eisenbahn, Malzextract oder meinetwegen Rossini'sche Messe.

Bei der wachsenden Stimmlosigkeit unserer Generation sehen sich unsere modernen Impresarien genöthigt, die Gräber der großen Todten zu umschleichen. Meyerbeer

kannte ihre Schakals-Instincte. Als er sein letztes Stündlein kommen sah, packte er alle seine Noten in einen großen Koffer, verriegelte und versiegelte ihn, dann legte er sich hin zum Sterben. Rossini hingegen hatte die Pietät für die Kunst verloren; er foppte den jugendlichen Collegen Auber, wenn er ihn in der Rue St. Georges, von seinem Harem alter Sängerinnen umgeben, am Pulte arbeiten sah, und studirte unablässig über seinen neuen Salat. Als er gestorben war, fielen natürlich die Verleger und die Impresarii über seinen Nachlaß her; seine hinterbliebene Salatspritze ward zum Gegenstande des feuilletonistischen Spottes, in die Messe aber theilten sich die Speculanten.

Carlotta hat ausgesungen, Adelina hat ihres Managers Joch von sich geschüttelt; Minnie Hauck hat nicht reussirt und auch die blonde Sessi scheint Strakosch's Erwartungen nicht zu entsprechen, denn ich höre, er hat bereits eine diplomatische Anfrage hierher gelangen lassen, wie man über eine allenfallsige Rückkehr der Flüchtigen denke. Es wird also demnächst ein ungeheures Posaunengetöne wegen der Messe des großen Todten veranstaltet werden, das, wie ich mir denke, wol zum Frühjahre über uns losbrechen wird.

Die Herren bezeichnen diesen Tam-Tam musikalischer Impresen mit dem kurzen, an sich harmlosen Worte „Publicität". Umständlicher ausgedrückt, bedeutet es eine allgemeine Aufbietung der gesammten Buchdruckerschwärze, um dem Publicum einleuchtend zu machen, was kein Mensch je geglaubt hat: daß beispielsweise Carlotta Patti nicht

Clarinette geblasen, sondern wirklich eine bewundernswerthe Stimme gehabt. Das hat viele, viele Tausende von Francs und Gulden gekostet, aber es hat noch mehr eingebracht, so daß Carlotta's Gatte verrückt werden und sich nach Italien zurückziehen, Carlotta sich in einen Andern verlieben und ihr Impresario einige hunderttausend Francs nach Tilgung all seiner früheren Verpflichtungen beiseite legen konnte.

Nichts ist interessanter als dieses über die gesammte europäische Presse gelegte Netz, das man, wie gesagt, ganz unverfänglich Publicität nennt. Journalisten, Feuilletonisten, Caricaturisten — Alles wird auf die Beine gebracht, um in einen rauschenden Enthusiasmus für die bevorstehenden Concerte auszubrechen. Keine Mauer, keine Wand, die nicht von der Unvergleichlichkeit dieser Concerte redete. Ein Witzblatt bringt den Impresario selbst, auf einen Esel reitend. „Wie sich der Mann darüber ärgern muß!" denkt der harmlose Leser. Und doch kostet dieser Esel, den er sich selbst bestellt, ihn baare tausend Francs! Publicität heißt der Esel; und nicht der Impresario, der ihn für sein schönes Geld bestiegen hat, sitzt eigentlich auf ihm, sondern wir, Leser, wir, das Publicum!

Ich erinnere mich eines Coups, der einem dieser Impresarii (man weiß schon, wen ich meine) vor einigen Jahren gelang. Der Impresario hatte mit einem der einflußreichsten Journale von Paris, das keine 50,000 Francs Caution gestellt, also nur ein „Journal littéraire", d. h. nicht politisch sein durfte, einen Contract wegen „Publicität"

abgeschlossen, laut welchem er dem Journale jährlich ich glaube 12,000 Francs zu zahlen hatte, wogegen das Journal in seinen Faits divers oder in seiner Révue des théâtres die Reclamen des Impresario zu veröffentlichen hatte.

Der Letztere war nun aber in dem betreffenden Jahre nicht in der Lage, Concerte geben zu können, da sein étoile, sein Gesangsstern sich für einige Zeit geschnäuzt hatte, d. h. noch für einige Monate wieder in die Schule gegangen war. Die 12,000 Francs wurmten ihn natürlich. Er geht zu dem Chef-Redacteur, singt ihm ein langes Klagelied über die Unerschwinglichkeit der Droits des pauvres, der 10percentigen Abgaben, welche die Behörden von jeder Concert- und Theatervorstellung für die Armen der Stadt einziehen, und beschwört den Redacteur, doch gegen diesen unverantwortlichen Mißbrauch aufzutreten.

Der Redacteur weiß, daß diese Droits des pauvres schon lange ein Nagel im Fleische der Concert- und Theater-Directoren sind; er geht in die Falle und schreibt einen Artikel gegen diesen noch aus der Bourbonenzeit datirenden Mißbrauch. Am anderen Tage schon stellt ihm das Gouvernement ein Bein. Er hat sich unterstanden, in seinem nichtpolitischen Journale sociale Fragen zu erörtern, und sein Journal, ohnehin schon lange der Regierung unbequem, wird für alle Zeiten e r d r ü c k t.

Der Impresario war damit seines Contractes entbunden und behielt seine 12,000 Francs in der Tasche. Noch heute lacht er sich ins Fäustchen, wenn er sich erinnert, wie

einfältig der sonst so schlaue Villemessant auf seine Leimruthe gegangen.

Um aber darauf zurückzukommen: die Rossini'sche Messe ist jetzt an der Reihe; es wird ihr eine ungeheure Posaunen-Ouvertüre in der Presse vorangehen, von der wir schon jetzt einige Introductions-Noten vernommen.

Es soll ja Friede und Ruhe bleiben, wie uns die Blätter versichern, welche wir als die bestunterrichteten betrachten, weil sie nur sagen, was ihnen zu erzählen befohlen wird. Die Friction der französischen und preußischen Militär-Commissionen in Bukarest hat kein Feuer gegeben, und wenn auch überall rastlos an den Chassepots gearbeitet, wenn auch in Paris in den Etablissements eifrig Charpie gezupft wird, um mitleidig die Löcher zu stopfen, die man in unsere Glieder zu schießen gedenkt — das sind ja Alles kostbare Materialien, die nicht verschimmeln und nicht sauer werden, also im Nothfalle auch noch im Frühling über's Jahr gebraucht werden können.

Man ist hier auch, trotz allen Lärms im Grunde jetzt so friedlich gestimmt, und mit den ersten grünen Trieben, welche die Milde der Luft aus den dürren Zweigen des Thiergartens lockt, keimen stets versöhnliche Gedanken, die freilich nur noch ein Jahr um's andere ihre christliche Berechtigung haben. Man hat den Carneval bei Hofe in Dominos und Märchen-Quadrillen zu Ende getanzt und schwärmte dann draußen Mittags auf der Thiergarten-Promenade, wo auch Alles so herzlich und vertraulich her-

geht, als wären wir in einer kleinen Residenz der Depossedirten.

Sobald sich nämlich auf dem Fahrwege neben der Promenade nur ein königlicher Reitknecht am Horizonte gewahren läßt, rangiren selbst die Damen sich in Front, mit einer Schwenkung so gewandt, als habe der Unterofficier sie gelehrt. Die ganze Promenade stockt, beugt sich zum stumpfen Winkel, dann setzt sie sich wieder in Bewegung.

Ich bin gewiß dafür, daß Jedem jegliche Ehre erwiesen werde, und der Respect, die Liebe für die Allerhöchsten Herrschaften gehört sicher zu den schönsten Tugendäußerungen eines Volkes. Aber man soll sich doch nicht gar so kleinstädtisch dabei anschicken und dem Landesherrn seine Grüße senden mit jener leichtblütigen Volksheiterkeit, die ihm selber gewiß mehr Vergnügen machen würde, da ihm Audienzhaltung doch auf der Promenade keinen Spaß machen kann. Weiß man doch, daß König Wilhelm so gerne vergnügte Gesichter sieht, und daß beispielsweise auf den Subscriptionsbällen *seine* Miene immer die liebenswürdigste und heiterste von allen ist.

Wie eine Maskengruppe, die sich im Carneval verspätet und bei hellem Tage nach Hause geht, erschien auch in Berlin, von Petersburg kommend, der Sohn der Schwarzen Berge, Fürst Nicola von Montenegro mit seiner albanesischen Bedienung. Im Volke war man sehr geneigt, diese sonderbare Suite wie eine Illustration des noch ungelösten griechischen Rebus zu betrachten; die Kawassen des

Fürsten aber mit ihren Handschars und den langhalsigen Pistolen im Gürtel sahen so räuberhaft aus, daß ich überzeugt bin, der Wirth des Hotels, in welchem sie abstiegen, hat bei ihrem Anblick eiligst den Befehl gegeben, alle silbernen Löffel und sonstigen Werthsachen zu verschließen.

Man ist so wenig kosmopolitisch in unserer guten, geographisch sehr abseits liegenden Stadt. Zudem liebt die Straßenjugend, namentlich die Corporation der Schusterlehrlinge, so wenig auffallende Gestalten, daß ihnen sogar eine hervorragende Damentoilette als ausschweifende Erscheinung gilt. Uebt doch diese Corporation hier dieselbe Straßenpolizei, wie es die Schützlinge des Propheten im Orient thun. Sie ist Feind jeder Neuerung, und so gelang es ihr denn auch, schon vor Jahren einen einzigen öffentlichen Schuhputzer, der sich am Brandenburger 'Thore etablirte, von seinem Posten zu verjagen, weil es ihr anmaßend erschien, sich mehr als einmal des Tages die Schuhe putzen zu lassen.

X.

Wenn inmitten des heißen Kampfes der französischen und preußischen Zeitungspresse irgend etwas meine Friedenshoffnungen aufrecht zu erhalten im Stande, so wäre es die gerüchtweise umgehende Nachricht, das Kriegsministerium wolle den Neubau seiner Festungen an Speculanten in Entreprise geben und habe deshalb sein Auge auf Männer geworfen, die erfahrungsmäßig im Erbauen der unmöglichsten Entreprisen vor nichts zurückschrecken.

Notorisch sind nämlich mehrere der größten preußischen Festungsstädte schon seit Jahren in Gefahr, in ihrer eigenen Haut zu ersticken. Magdeburg und Stettin namentlich, zwei mächtige Handelsplätze, schnappen vergeblich nach Luft in dem engen Panzer von Festungswällen, in den sie eingepreßt sind. Die Festungs-Commandanten erlauben diesen unglücklichen Patienten nicht einmal die Hand zum Bette herauszustrecken; in den Rayons werden von den strategischen Gesetzen nur Baraken geduldet, und sobald jenseits des Rheins eine Rakete aufsteigt, ist auf meilenweit im Umkreise keine Hütte, kein Baum mehr seines Daseins sicher.

Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten unseres unter der Kanone seufzenden Jahrhunderts, daß die großen Strategen, welche so viel Gelegenheit fanden, sich ihre Häupter mit Lorbeern zu schmücken, noch nicht die Nothwendigkeit begriffen haben, die Gewerbsthätigkeit der Nationen von dem Panzer strategischer Rücksichten zu befreien und die Sicherheit des Vaterlandes durch verschanzte Lager oder durch Waffendepots rein militärischer Natur zu garantiren.

Alle unsere Festungen datiren in ihrer Anlage aus einer Zeit, in welcher selbst der kühnste Gedanke nicht an die Möglichkeit der Erfindung von Waffen hinanreichte, wie sie die Gegenwart zur Freude und zum Stolz der Humanität fabricirt. Strategisch geeignete Punkte behalten zwar unter allen Umständen ihre localen und geographischen Vortheile und gewinnen durch die weittragenden Geschütze deren noch mehr. Aber bei der Kürze und Schnelligkeit unserer heutigen Feldzüge sind diese letzteren nicht geeignet, ein Land hinreichend zu entvölkern; die Volkszahl innerhalb der Festungen wächst mit jedem Tage, auch der Nährstand erfindet immer neue Mittel und Maschinen zur Erwerbung des täglichen Brotes, die Industrie verlangt das Recht, ihre Fabriken anzulegen, und da kommt sie natürlich mit der Strategie in Conflicte. Denn je weiter eine Kanone reicht, desto ferner und unbehinderter muß der Bereich für die Tragweite ihrer Geschosse sein, und da nun eine Kanone berechtigt ist, zu verlangen, daß sich ihr nichts in den Weg stelle auf der ganzen Ausdehnung, in der sie einen Franzosen

todtschießen kann, so ist nichts natürlicher, als daß Niemand berechtigt ist, auf dieser Ausdehnung seine Frau und Kinder ernähren zu wollen.

Die Festungsstädte also haben drinnen keinen Raum und draußen keine Befugniß zur Existenz. Die immer leichter werdende Kunst, zu tödten, verbietet die immer schwerer werdende Kunst, zu leben. Die Bewohner der Festungen sind mithin die unglücklichsten Leute, ganz abgesehen davon, daß sie in Zeiten der Belagerung noch die Verpflichtung haben, dem Feinde siedendes Oel und andere unangenehme Dinge auf den Kopf zu gießen, wie wir dies in alten Geschichtsbüchern vielfach zu lesen Gelegenheit hatten.

Die Beobachtungen, welche ich in sieben Feldzügen persönlich machen konnte, haben mich gelehrt, eine Festung wie einen eisernen Geldschrank zu betrachten, den zu erbrechen selbst der stärkste Spitzbube nicht der Mühe werth findet. Wie viel Sorgfalt und Kosten verwendete man im Jahre 1859 auf die Befestigungen in der Lombardei; wie viel imponirende und saubere Schanzwerke wurden von Oesterreich errichtet; wie viel schöne Sachen transportirte man z. B. nach Pavia hinein; wie mühselig verproviantirte man den Ort, so daß die Schinken und Würste zu den Schornsteinen herausschauten! Und die operirende Armee draußen im Felde hatte nichts zu essen und zu trinken. Um die Festungen fiel kein Schuß und vor dem berühmten Viereck reichte man sich versöhnt die Bruderhände! Ganz

ebenso war's im Jahre 1866 mit Olmütz und Josephstadt. Welcher Höchstcommandirende hat heute noch Zeit und Lust, sein Pulver an einem solchen eisernen Militärschrank zu verschwenden, in den Wällen seine Soldaten zu vergraben, mit denen er offene Gefechte und Schlachten liefern kann!

Diese Festungen sind also nur dem Frieden im Wege, während sie dem Feinde nur eine Maske kosten. So ein Festungs-Commandant hat das Recht, sogar die Pflicht, fünfzig Jahre hindurch den ganzen Bürgerstand in Ausübung seines Broterwerbes zu stören, Alles mit strategischen Rücksichten und Bedingungen zu chicaniren, um endlich im Kriege mit gekreuzten Armen auf seinen Wällen spazieren zu gehen, den Feind vorübermarschiren zu sehen und, wie das mit Königgrätz geschah, nicht einmal Platz zur Aufnahme der Verwundeten zu haben.

Und wie viele Mühe und Kosten verursachen sich die Militär-Cabinette einstweilen in Frieden neben einander wohnender, mit einander den ersprießlichsten Handel treibender Nationen, gegenseitig in aller Heimlichkeit sich durch Ingenieure zu besuchen, die unerkannt alle Schubladen dieser militärischen Commoden und Schränke abzeichnen müssen! Wie oft ist's mir schon passirt, daß ich auf der Reise im Auslande mit mir bekannten Officieren in Civil zusammentraf, die, wie ich später erfuhr, in einer geheimen Mappe den Gegenden, in welchen ich ahnungslos mit ihnen spaziert war, ihre strategischen Bedeutungen abgewannen und davontrugen!

Nach den letzten Kammerreden brauchen wir uns gar kein Geheimniß daraus zu machen, daß wir sämmtlichen Großstaaten von feindlichen Trichinen durchwachsen sind. Es gelten alle Mittel, um uns gegenseitig unsere geheimsten Schwächen abzulauschen und jedem Soldaten in seinen Tornister und seine Patrontasche zu gucken. Graf Bismarck war gut bedient vor dem Feldzuge, und ich bin überzeugt, er ist es auch heute noch. Auf der anderen Seite fehlt es nicht an französischen Spionen, von denen ich erst vor Kurzem wieder einige Spuren entdeckte.

Während des Luxemburger Zankes befand sich eine ganze Anzahl französischer Spione in Deutschland. Ich muß aber gestehen, daß einzelne Individuen hinsichtlich ihrer Fähigkeiten auf mich einen seltsamen Eindruck machten. So z. B. war mir vor mehreren Jahren ein französischer Taschenspieler, Namens C....., in Deutschland begegnet, den ich einmal von einem großen Publikum wegen seiner mittelmäßigen Leistungen ausgelacht werden sah.

C. war in der That ein Stümper, aber nichtsdestoweniger mit großen Prätensionen nach Deutschland gekommen, in der Ueberzeugung, daß die dummen Germanen noch nie etwas so Wunderbares gesehen hätten, wie seinen Hocuspocus.

Im vorletzten Jahre, als sich der Luxemburger Donner vergrollt, erkannte ich diesen Mann in Paris in einem Officiers-Kaffeehause wieder. Er erzählte eben einigen Militärs, er sei mehrere Monate lang in Hannover gewesen,

und aus allen seinen Mittheilungen ging hervor, daß er im Auftrage des Gouvernements dorthin gegangen.

Kein Wunder, wenn uns diese gegenseitige Spionage eine schwere Menge Geld kostet. Es geschieht ja Alles um des immer unvermeidlicheren, des immer noch beschworenen Krieges willen, für den Frankreich beispielsweise, wie wir eben erfahren, in den letzten vierzehn Jahren über neun Milliarden verausgabte, während ihm die Instruction publique nur drei Milliarden werth war. Wozu auch das Volk noch mit vielen Unkosten aufklären, ihm allerlei überflüssige Kenntnisse und Wissenschaften beibringen, wenn es nur da ist, um zusammenkartätscht zu werden! Wir sind ohnehin schon viel zu aufgeklärt; Beweis dafür, daß wir stets über unser Volksschicksal raisonniren. Wir haben hienieden nur Einen Beruf zu erfüllen: für das Vaterland zu sterben, und den lehrt uns der Unterofficier in einer einzigen Instructionsstunde.

Charakteristisch für die Gewohnheit, die selbst das Schlimmste uns geläufig genug macht, ist der Umstand, daß gerade wie zu Anfang 1864 und 1866 zahlreiche Wetten hier bereits entrirt sind über die Frage, ob Krieg im Frühjahre, oder ob nicht Krig. Mir scheint, aufrichtig gesagt, der Blutdurst der französischen Zeitungen nicht ganz mit der neuen Organisation der Armee Schritt zu halten, die nach meiner Ueberzeugung noch sehr zurück ist. Man verläßt sich in Frankreich so gern auf die levée en masse, wie aber ist dieselbe mit unserer modernen Taktik zu ver-

einbaren? Schon im vorigen Jahre, als Girardin in seiner Liberté den Krieg um jeden Preis verlangte, sprach er die denkwürdigen Worte aus: Ein bornirter Deutscher mag ein und zwei Jahre zu seiner soldatischen Ausbildung gebrauchen, wir Franzosen lernen das in vierzehn Tagen! Ich will die Möglichkeit dieser schnellen Auffassungsgabe einer Nation nicht bezweifeln, in welcher sogar eine Putzmacherin der Inspiration bedarf, um einen neuen Hut zu fabriciren; die grande nation hat sogar uns Deutschen gewisse Dinge voraus, die wir niemals erlernen; aber ich kann doch immer Magenta noch nicht vergessen, wo Napoleon ohne Gyulai's classisches Ungeschick eine verlorne Schlacht zu registriren gehabt haben würde.

Die bisherigen Feldzüge unserer unruhigen Zeit und ihre Resultate gehören bereits der Geschichte an; vergebens aber bemühe ich mich, mir den Charakter und den Verlauf des uns ohne allen Zweifel noch bevorstehenden auszumalen, ohne den wir ja doch nicht zur Ruhe gelangen. Im Jahre 1859 hatten die Franzosen das Uebergewicht der Waffe in den gezogenen Kanonen, die namentlich auch bei Solferino entschieden. Im Jahre 1866 dieselbe Verschiedenheit der Waffen. Oesterreich hatte sich aus 1859 die Lehre gezogen, mit der blanken Waffe kämpfen zu wollen, kam aber zu keinerlei Anwendung derselben. Im „nächsten Kriege“ (die Zeitungen reden ja immer von diesem „nächsten“) werden alle Parteien dieselbe weittragende und weitvernichtende Waffe haben. Woher wird man nun all das Menschen-

fleisch nehmen, wenn der Kampf schon auf 800 und 1000 Schritte Entfernung zwischen den Gegnern beginnt? Und wer wird den Vorzug haben, die geheimnißvollen Mitrailleusen, die Kugelspritz-Maschinen ins Gefecht zu führen, in denen jener französische Spaßvogel noch eine große Spieluhr anzubringen vorschlug, um dem zu massacrirenden Bataillone in seiner Sterbestunde zugleich eine marche funèbre vorspielen zu können? Und wird nicht Cham's Idee ihre Anwendung finden, der einen commandirenden General an den Feldtelegraphen stellte, wie er eben seinen Gegner telegraphisch auffordert, sich ohne Capitulation zu ergeben.

Wie gesagt, ich kann mir keine Idee von dem Charakter der uns bevorstehenden Feldschlachten machen; aber daß wir uns gegenseitig zu Tausenden todtschlagen werden, ohne uns mit bloßem Auge zu gewahren, das unterliegt keiner Frage. Man rede deßhalb auch nicht weiter von einer möglichen allgemeinen Entwaffnung. Unsere civilisirten Nationen hätten schon seit lange Ursache, sich als großjährig zu betrachten; es ergeht ihnen aber wie allen Kindern, sie trennen sich von ihren Blechgewehren nicht eher, als bis sie der Schulstube entwachsen.

Heil und Ehre dem Fürsten, der, wo alle seine Vettern auf Chassepots und Patronen sinnen, noch Zeit und Interesse für die Wissenschaften und Künste behalten hat! Ich bin nicht zugegen gewesen, als man vor einigen Tagen das neue Trauerspiel des Prinzen Georg von Preußen, des

Dichters der „Phaedra", gab; bei der aufrichtigen Verehrung, welche ich für diesen Prinzen und sein geistiges Streben hege, empfand ich eine gewisse Furcht, Sr. königlichen Hoheit auf meinen Jagdgründen zu begegnen. Das Drama soll große Fehler haben, aber auch seine Vorzüge; ich will mir's bei seiner Wiederholung ansehen, wenn die Kürzungen angebracht sind, denen man es unterworfen.

Wie schön wäre es, wollten sich alle regierenden und nichtregierenden Fürsten in den Mußestunden, die sie der wirklichen Beglückung ihrer Völker abringen, mit dem Dichten von Dramen und dem Componiren von Opern beschäftigen. Um den Preis, den Frieden zu behalten, wollte ich mich gern verpflichten, alle ihre Dramen anzusehen, alle ihre Opern anzuhören; und wie schön wäre es, zum Beispiel die Franzosen jeden Abend zu Tausenden abzuschlachten mit nationaler Apotheose und Schlußtableau in bengalischem Feuer, ohne daß auch nur ein Einziger von uns dabei Schaden nehme!

Aber das sind eitle Träume, die ja den internationalen Blutdurst nur noch reizen können. Beginnen doch die französischen Zeitungen schon die bei Waterloo begrabene Gloire wieder auszuscharren, das Volk mit langen Geschichten aus der Zeit ihrer Occupation Deutschlands zu unterhalten und ihm von der Einfalt der Deutschen die köstlichsten Geschichten zu erzählen. Dazwischen wird hüben und drüben in den Leitartikeln gedroschen, daß uns die Dreschflegel um die Ohren schwirren, und das Schönste ist,

daß unter den gesammten Redacteuren der politischen Pariser Presse, mit alleiniger Ausnahme Nefftzer's, kein einziger ist, der auch nur im Stande wäre, einen der massiven Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, des Mediums des eisernen Grafen, sich mit Hülfe des Lexikons selbst zu übersetzen. Irgend einer der in der Redactionsküche beschäftigten Deutschen muß erst Herrn Girardin, Herrn Paul de Cassagnac oder wie sie heißen, die germanischen Hiebe verdolmetschen, worauf sich der starkknochige Cassagnac in die Haare fährt und die Garden an den Rhein marschiren läßt, um die Deutschen zu „frottiren", wie das schon einmal geschehen ist.

Möchte sich einer dieser Herren die Mühe geben, die Sprache der Feinde zu studiren, die sie täglich bekämpfen! Sie bedürfen zu ihrem literarischen Cartell immer eines Dolmetschers, und Herr Cassagnac muß sich immer erst durch einen Sprachkundigen zur Sache aufrufen lassen, der ihm im Café de Suède oder de Madrid zuruft: „Sie, die Deutschen drüben haben Sie schon wieder einmal einen Lumpen genannt!" Nur Gaulois treibt unverhohlen den Krieg als Liebhaberei; ihm ist der Krieg ein Bedürfniß. Ganz Europa ist krank, sagt er, und diese Krankheit heißt la grandeur prussienne.

Es ist genugsam bekannt, daß unter den französischen Journalisten jeder seinen besonderen Odeur für sich haben muß. Der Eine schreibt Eß-Bouquet, der Andere Jockey-Club, der Dritte Eau de mille fleurs. Das Publikum

erkennt Jeden, namentlich seine Chroniqueurs, am Parfum; aber sobald sie die Boulevards verlassen und namentlich wenn sie an den Rhein denken, geht es ihnen wie dem süßesten Patissier, dem feinsten Parfumeur, der sackgrob ist, wenn er sein von Violetten und Rosen duftendes Laboratorium verläßt. Selbst Edmond About mußte es passiren, daß er, das gehätschelte Kind der Tuilerien, dem Gouvernement à la Bauffremont vergiftete Bonbons fabricirte und aus Aerger über diese Beschäftigung sich die Gelbsucht holte. So lese ich denn in meinen französischen Lieblingsjournalen seit einigen Wochen schon nichts als Schwarzbrot, wo ich sonst die schönsten Dragées zu finden gewohnt war.

Indeß, der Staub ist nirgendwo leichter aufgewirbelt, kehrt aber auch nirgendwo leichter zur Düne zurück, als in Frankreich. Napoleon macht es wie der Sultan Bellu, der zuweilen die große Trommel rühren läßt, damit seine Nachbarn Respect vor ihm bekommen. Man organisirt, man recrutirt hinter dieser Wolke; denn die gewappnete Million kostet nach der bisherigen Kriegsverfassung viel Mühe, und Niel changirt die Uniform eines Mobilgarden dreimal, ehe er ihn wirklich eingekleidet hat. Man nennt ihn deshalb eine Penelope, weil er morgen wieder vernichtet, was er heute gewirkt, und so kann denn die französische Landwehr in aller Ewigkeit selbst beim Schneider nicht fertig werden.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

Farbendruck
von
A. HÖLZER
in
BERLIN

Wachenhusen, Hans,

Irrlichter Glossen zu Tagestexten

Berlin [1869]